



Berlin, den 1. Juni 1901.

## Deutsche Weltpolitik.

Die uralte Streitfrage, ob Politik eine Kunst oder eine Wissenschaft sei, ist für den augenblicklichen Stand der Dinge dahin zu entscheiden, daß die praktische Politik Kunst, die theoretische Wissenschaft ist. Jeder von großen Gesichtspunkten beherrschten Staatskunst — und die praktische Politik ist Staatskunst — muß heute eine Summe von positiven staatswissenschaftlichen, philosophischen und historischen Kenntnissen zu Grunde liegen, wenn sie von dauerndem Erfolge begleitet sein soll. Gewiß giebt es heute noch Staatsmänner von Intuition und Instinkt, wie den Präsidenten Krüger, den selbst ein Bismarck recht hoch stellte. Aber diese Art von politischem self-made man, ohne Schulung und Bildung, ohne wissenschaftliche Vorbereitung und theoretische Kenntnisse, ist im günstigsten Fall an der Peripherie der Kultur und auch da nur als Ausnahme möglich, nicht in deren Centrum und nicht als Regel. Solche Instinktpolitiker, denen die Kenntniß der theoretischen Politik abgeht, mögen ja als geborene Genies der Politik ihren Beruf erfüllen; aber sie gleichen im besten Fall jenen Wunderkindern der Tonkunst, Malerei oder Plastik, die als Naturburschen der Kunst Verblüffendes leisten, aber unter Umständen vollständig versagen, sobald sie auf die Akademie kommen. Und wie es heute keinen Künstler großen Stiles mehr giebt, der, aller Begabung uneingedenk, den regulären Lehrplan der Akademie grundsätzlich verschmähte, so ist jetzt in Kulturstaaten kein Staatsmann vornehmen Gepräges mehr denkbar, der die theoretische Politik geflissentlich mißachtete und ihre Lehren abschätzig in den Wind schlug.

Schließlich verhält sich die theoretische Politik zur praktischen nicht

anders als die Kriegswissenschaft zur Kriegskunst. Geniale Haudegen, und wären sie geborene Strategen, würde man heute nicht mehr an die Spitze der Armee stellen, es sei denn, sie hätten sich mit den Grundzügen der Kriegswissenschaft, wie sie Kriegsakademie und Generalstab ausbauen, vertraut gemacht. Gewiß macht die Kriegsakademie noch nicht den geborenen Feldherrn, so wenig die Kunstakademie gottbegnadete Künstler schafft; aber wo Talente wirklich stecken, treiben die Akademien sie heraus und bringen sie zur höchsten Entfaltung. Eben so wenig wird die theoretische Politik einen von Hause aus intellektuell wie charakterlich tiefmütterlich Bedachten jemals zum praktischen Politiker umstempeln. Denn die praktische Politik ist eine Naturbegabung, so gut wie das Komposition- oder Feldherrntalent. Was dem Künstler die Phantasie, Das bedeutet dem heutigen Staatsmann rasche Fassungskraft, Umsicht, Scharfblick, Entschlossenheit und kühner Wagemuth. Wem Mutter Natur nur eine dieser Gaben versagt hat, Dem müßte man ein „hands off“ von der Politik, der heutigen zumal, zurufen. Ich betone das Wort: heutige Politik. Denn seit Bismarck hat eine Umverthung der politischen Werthe stattgefunden. Waren früher Schlaueit und Verschlagenheit, Fuchs-Verschmießtheit und Schlangenglist die vielbewunderten Kennzeichen eines Staatsmannes alten Schlages (Metternich, Talleyrand, Beust e tutti quanti), so sind heute diese Diplomatenkünste durch Bismarck in Verruf erklärt und zum alten Eisen geworfen worden. An deren Stelle sind männliche Gradheit und gesinnungabelige Offenheit getreten, zumal die moderne Politik sich viel mehr zwischen den Nationen als zwischen den Kabinetten abspielt. Wo aber Parlamente mitzusprechen haben, da hilft kein noch so fein erfonnenes Ränkespiel, sondern nur der Muth der Ueberzeugung und das offene Wort unbeirbarer, weil sittlich gerechtfertigter Thatkraft. Um aber diese Thatkraft der eigenen, wie allen übrigen gesitteten Nationen beibringen zu können, muß sie nicht bloß aus einer geschlossenen Weltanschauung hervorsfließen, sondern im ständigen Einklang mit dem augenblicklichen Stand der in Betracht kommenden Wissenschaften stehen. Denn ein Staatsmann bedarf unabweislich einer gebieterischen, ja zwingenden Autorität, Das heißt: des unbedingten Glaubens der Nation an sein großes Können und edles Wollen. Dieser Glaube würde aber untergraben, wenn die von ihm verfochtene Ueberzeugung den feststehenden Ergebnissen der Wissenschaft widerspräche. Und so muß denn der heutige Staatsmann über die wichtigsten Ergebnisse der in seinen Interessenbereich fallenden Wissenschaften in großen Zügen unterrichtet sein, will er anders die Geschicke seiner Nation mit sicherer Hand ihrer höchsten Bestimmung entgegenführen.

Zusammenfassend können wir das Wesen der modernen Politik, im Unterschied von der Instinkt- oder Naturburschenpolitik krägerischer Prägung

und der jüdischen, intriganten Diplomaten-Politik der alten Schule, so kennzeichnen: die heutige Politik ist eine auf wissenschaftlichen Erfahrungen und Erkenntnissen ruhende Regierungskunst. Ist somit der geborene Politiker im Wesentlichen Künstler, und zwar mit der Einschränkung: ein auf den Hochschulen herangebildeter Künstler, so erwächst ihm auch die selbe Aufgabe wie dem Künstler in der geordneten Ordnung. Symmetrie ist das Lebenselement aller Kunst. Wie nun die Künstler in Ton, Farbe und Marmor Harmonien hineinzulegen die Bestimmung haben, so schwebt dem Staatskünstler als Ideal vor: die Harmonie der Interessen aller Staatsbürger. Um diese Harmonie herzustellen, muß er das ihm zu Gebote stehende Instrument, die Volksseele, meisterlich handhaben können. Das Volk muß nach der Melodie tanzen können, die ihm die gottbegnadeten Staatenlenker und geborenen Staatskünstler vorspielen. Es soll aber auch tanzen und nicht schläfrig dahintröten oder gar mürrisch abseits stehen. Die Staatskunst muß nach Alledem die Staatswissenschaften, namentlich Philosophie und Geschichte, zu Rathe ziehen, deren Repertoire gleichsam durchspielen, um aus ihnen die Elemente zur Herstellung eines Interessen-Gleichgewichts unter allen Ständen und Klassen zu entnehmen. Staatskunst ist daher die Fähigkeit, Kompromisse schließen zu können; sie besteht im gerechten Abwägen aller in Betracht kommenden vitalen Interessen zunächst der ganzen Nation, ferner in der Herstellung einer richtig balancirenden Mitte zwischen den einzelnen Berufen und Klassen.

Der Kampf zwischen der Gesamtheit und der Einzelpersönlichkeit ist nämlich das Thema der Weltgeschichte. Die Gesamtheit, in der vorgeschrittenen Form des menschlichen Zusammenlebens zum Staat verdichtet, vertritt die Interessen der Gemeinschaft des Volkes, der Nation, weiterhin des Menschengeschlechtes. Dieses Kollektivum bedarf zu seiner Erhaltung der Autorität, der Organisation, der hierarchischen Gliederung, der Unterordnung der Einzelnen unter das Allgemeine. Dieser Unterordnung widerstrebt aber das Individuum je länger, desto ausgesprochener. Und gerade unter den Germanen, denen der Freiheitdrang eben so im Blut steckt wie den Slaven das Autoritätsbedürfnis und den Romanen die Suggestibilität, das jeweilige Beherrschsichsein von einem hypnotisirenden Schlagwort (*gloire, grande nation, drapeau*), bleibt es das höchste Geheimnis der Staatskunst, die Staatsautorität so zu festigen daß sie den centrifugalen Bestrebungen der Einzelindividuen die Waage hält. Das Geheimnis moderner Staatskunst ruht in der Herstellung eines Gleichgewichts zwischen dem berechtigten Freiheitstreben der Persönlichkeit und dem eben so berechtigten, weil für den Bestand der Gesellschaft unerläßlichen Machtcentrum des Staates. Autorität — Anarchie: so heißen die beiden Pole des sozialen Lebens. Früher tastete man im Dunkeln, während man heute wissenschaftliche Fachgutachten zu Rathe zieht.

Die lebendigen und wirksamen Kräfte in der Gesellschaft werden heute arithmetisch gegen einander abgeschätzt. Das Mythologische weicht auf der ganzen Linie dem Logischen, der mystische Gefühlsüberschwang macht der klaren Einsicht Platz. Zieht man diese wissenschaftliche Einsicht zu Rathe, so erscheinen die uns umdräuenden politischen und sozialen Probleme nicht mehr unldsbar, wenn auch immer noch kompliziert genug. Der alte Urgegensatz zwischen Individuum und Gattung nimmt nämlich heute folgende Formen an: Kampf zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Landwirtschaft und Industrie, zwischen staatlicher Autorität und gesellschaftlicher Anarchie. Um diesen Kampf zu beschwichtigen, zu sittigen, ja, zu adeln, bedarf es eines Mannes, eines ganzen Mannes . . . Mitbestimmend für Gang und Richtung der großen Politik sind die Fortschritte der Technik, in der seit dem Ausgang des Mittelalters die Deutschen die Führung übernommen haben. Der thornor Koppernick (Copernikus) revolutionirt die Astronomie, Kepler lehrt uns die ersten wirklichen Naturgesetze, Gutenberg und Fürst geben uns die Buchdruckerkunst, Berthold Schwarz bereitet das Schießpulver und der magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke erfindet 1650 die Luftpumpe. Der Leser wird fragen: Was haben diese Thatfachen mit der reichsdeutschen Politik zu thun? Nun, mir scheint nichts gewisser, als daß die Fortschritte in der Technik, wie sie durch diese deutschen Bahnbrecher erst möglich geworden sind, den Verkehr unter den Nationen von Grund aus umgewandelt haben und daß diesen Verkehrswandlungen politische Umwälzungen auf dem Fuße gefolgt sind. Und daß heute den Deutschen vielfach die Führung innerhalb des westeuropäischen Kulturkreises zugefallen ist, verdanken sie, neben ihrer gesunden Erbmonarchie und dem tapferen Schwert, besonders dem Umstand, daß sie eine mehrhundertjährige Tradition im Erfinden und Entdecken besitzen. Die Deutschen haben im sechzehnten Jahrhundert die Religion reformirt, im siebzehnten Technik und Wissenschaft in neue Wege geleitet, im achtzehnten der Literatur (Lessing, Schiller, Herder, Goethe) und Philosophie (Leibniz, Kant) neue Bahnen eröffnet, im neunzehnten die Naturforschung zur höchsten Blüthe gebracht (Humboldt, Wöhler, Liebig, Helmholtz, von Baer, Virchow, Herz); in der Sprachwissenschaft (Wilhelm Humboldt, Bopp, Diez) und Geschichtsforschung (Niebuhr, Curtius, Ranke, Zeller, Mommsen) sind sie an die Spitze der gesammten Weltliteratur getreten. Was Wunder also, wenn jener Nation, die den Begriff „Weltliteratur“ geprägt hat (Goethe), jetzt der Parallelbegriff „Weltpolitik“ erwachsen ist? Denn um ein Geringeres handelt es sich heute. Wie seit dem Ausgang des Mittelalters den Deutschen in jedem Jahrhundert eine besondere reformatorische Kulturaufgabe größten Stiles von der geschichtlichen Vorsehung zuertheilt worden ist, so scheinen mir an der Wende dieses Jahrhunderts alle Anzeichen dafür zu

sprechen, daß die monarchisch organisierten Deutschen im zwanzigsten Jahrhundert die größte aller Aufgaben zu lösen berufen sind: die Reform der äußeren und inneren Politik. Das Ziel dieser Reform sehe ich in der Hegemonie des germanischen, besonders des deutschen Elementes innerhalb des westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises und in dem allmählichen Uebergang der Weltherrschaft auf die christlichen Kulturvölker. Die persischen, mohammedanischen und chinesischen Kultursysteme sind unrettbar verloren und der Oberherrschaft der weißen Rasse anheimgefallen. Das Ziel der deutschen Weltpolitik kann nun kein anderes sein, als auf vertraglichem Wege und, wenn es sein muß, durch das Schwert einen proportional seinen geschichtlichen Leistungen auf allen Gebieten der Technik, seiner Kunst und Wissenschaft, seiner Industrie und seinem Handel entsprechenden Antheil bei der Auftheilung der östlichen Kulturen zu gewinnen.

Wenn so das Ziel einer deutschen Weltpolitik nur in der progressiven Erweiterung des nationalen Machtzweckes liegen kann, so scheint mir, daß man das zu diesem Ziel führende Mittel im gesellschaftlichen und sittlichen Kulturzweck nach innen zu suchen habe. Um nach außen mit Glück und Geschick Weltpolitik treiben zu können, die das deutsche Volk in jedem Augenblick in die Lage bringen kann, das Schwert ziehen zu müssen, sollte eine innerdeutsche Reformpolitik parallel laufen, die zu verhüten hat, daß man eben dieses Schwert, dessen man nach außen gebieterisch bedarf, auch noch gegen die eigenen Bürger zu richten hätte. Das Korrelat einer Machtpolitik nach außen bildet eine Friedenspolitik nach innen. „Viribus unitis“ ist stets der tiefste soziale Wahrspruch gewesen und wird es immer bleiben. Um die ganze deutsche Volksseele für eine Weltpolitik zu entzünden, muß in jedem einzelnen deutschen Herzen zum Mindesten ein Flämmchen von Liebe und Vertrauen zu Kaiser und Reich unterhalten werden, und wo dieses Flämmchen im Verlöschen begriffen ist, muß es wieder neu entfacht werden. Denn nach außen lauter Feinde, mindestens Reider haben, im Innern aber von Millionen stiller Reichsverdrossenen und sonstiger staatsfeindlichen Elementen umgeben zu sein: Das wäre säkular eine schlechte Gewähr für den Bestand der Nation und der Dynastie. Eine soziale Pazifizierung, besonders der produzierenden Stände, halte ich eben so sehr für ein Gebot des nationalen und dynastischen Selbsterhaltungstriebes wie für die Vorbedingung einer fruchtbaren nationalen Weltpolitik.

Denn zwischen dem romanischen, slavischen und germanischen Element innerhalb unseres, des westeuropäisch-amerikanischen, des ganzen christlichen Kultursystems muß noch um die Weltherrschaft gekämpft werden. Je mächtiger sich die Deutschen militärisch, wirtschaftlich und kulturell emporrecken, desto mehr wächst naturgemäß die Zahl ihrer Reider. An Reid erweckenden Erfolgen fehlt es

eben nicht. Die erste Landarmee der Welt mit einem Offiziercorps, das geradezu vorbildlich geworden ist. Eine aufstrebende Marine, die vielleicht durch die Qualität ihrer Mannschaft ersetzt, was ihr augenblicklich noch an Quantität abgeht. Ferner eine Finanzverwaltung, deren Ordnung eine muster-giltige und deren Prosperität von keiner anderen erreicht, sicherlich nicht übertroffen wird. Dazu eine Beamtenschaft, wie sie geschulter, im Beruf tüchtiger und zuverlässiger kein Volk der Erde aufzuweisen hat. Least not last: die Schulen, die elementaren so gut wie die Hochschulen, die Universitäten, die Akademien, Polytechniken, Handels-, Gewerbe-, Landwirthschafts- und Fortbildungsschulen. An der fahle convenue, daß der deutsche Schulmeister an Königgrätz und Sedan seinen Antheil habe, ist die Beobachtung richtig, daß die allseitig anerkannte Ueberlegenheit der Deutschen in Handel und Wandel, in Zucht und Sitte, in Ordnung und Disziplin einer Schulorganisation zu danken ist, die der militärischen Organisation parallel läuft und von dieser die straffe Disziplin und des Ziels bewusste Haltung übernommen hat. Die deutsche Schule ist das Korrelat zum deutschen Heere. In Heer und Schule hat der zäheste politische Gedanke der Deutschen, das nationale Kaiserthum, seine festesten Stützen. Tritt nun endlich hinzu, daß die deutsche Industrie und ihr Zwillingsbruder, der deutsche Handel, seit 1870 westerobernd vorgeückt sind und die Handelsweltmacht England in ihrer kommerziellen Hegemonie aufs Ernstlichste gefährdet, so ergiebt die Häufung aller dieser Erfolge einen solchen Blindstoff von Mißgunst, daß sich das Deutsche Reich in jedem Moment darauf gefaßt machen muß, einer Explosion gegenüberzustehen. Je größer eben die Erfolge sind, desto gebieterischer macht sich auf der einen Seite die hypnotisirende Zaubergewalt des „Prestige“ in der Form eines allgemach alle Völker ergreifenden Weltrespektes geltend, aber auf der anderen Seite wird dieser erzwungene Weltrespekt nur unter knirschendem Grimm gezollt.

Die verhältnismäßige Jugend der wieder geeinten deutschen Nation ist — besonders für gealterte Dynastien — doppelter Grund zur Mißgunst. Namentlich im Hinblick auf die höchst problematischen Verhältnisse in Oesterreich vermag sich das Deutsche Reich doch nur auf seinen eigenen starken Arm zu verlassen. Die Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und die Geschicklichkeit seiner Lenkung sind die einzig sichere Gewähr seines Bestandes. Es mag ja sein, daß kommende Geschlechter, die eine höhere Kulturform erzeugt haben werden, ohne diese stramme militärische Organisation ihr Auslangen finden können. Wenn sich nämlich demaleinst die gesitteten Nationen der Welt durch einen Areopag ihrer Vertreter endgiltig dahin geeinigt haben werden, ihre kollidirenden Interessen nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit der Feder in der Hand zum Austrag zu bringen, also ihre Fehden nicht mehr durch Kriege, sondern durch Verträge zu schlichten, dann wird sicher-

lich auch das deutsche Volk, dessen größter Denker, Kant, diesen Zustand prophezeite, mit dabei sein. Aber bei der augenblicklichen Konstellation der Weltpolitik darf sich das deutsche Volk zu allererst diesen Luxus der Sentimentalität gestatten. Das sehnsüchtige Träumen von einer schöneren chiliastisch-messianischen Zukunft darf uns den Arm für die Aufgaben der Gegenwart nicht lähmen, sonst wären die Deutschen wirklich jene unverbesserlichen Träumer, wofür die anderen Nationen sie bis zum glorreichen Kriege gehalten haben. Bismarck hat, unter Wilhelm dem Ersten, die deutsche Nation aus ihrem tausendjährigen Schlaf nur geweckt, damit sie wach bleibe, nicht aber, damit sie, in der Hoffnung auf ein Tausendjähriges Reich, wieder einschlafe.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



## Die sozialistische Krisis.

Seit Liebknechts Heimgang macht der „Vorwärts“ schwere Tage durch. Ich gehörte zwar nie zu den Bewunderern der journalistischen Leistungen des alten Herrn. Sein Stil rasselte stets bedenklich, strengte zuweilen sogar, wohl wenn die Reibhards der Partei den Alten besonders verdrossen hatten, von bösen Geschmacklosigkeiten, die selbst die stets aufrichtige Gesinnung dieses Parteiheligen nicht entschuldigen konnte, und verlor im Lauf der Zeit die kleinen Reize der ästhetischen Kultur, mit denen die Schreiber — wenn nicht ihre Leser, so doch — einander zu unterhalten, Das heißt: vor dem Gähnen zu bewahren pflegen. Abgegriffene Citate, die zum alten Eisen des Handwerks gehören und die Blattschreiber sich gegenseitig ausborgten, weil sie keine Zeit haben, die Literatur an ihren Quellen aufzusuchen; stereotype Schimpfwörter, die wie die Ketten zusammenhängen und die Leser mehr zum Gähnen als zur Empörung reizen konnten; Lehrsätze aus dem orthodoxen Marxismus, mit denen sich die Kadavragitatoren die Westentaschen vollstopften, wenn sie auf die „Tour“ gingen: Das waren schwerlich die Mittel, unabhängige Geister der Partei zu gewinnen. Und dennoch war Liebknecht ein ganzer Mann in Allem, was er that; auch als Redakteur. Die Hauptsache war: er bekannte ganze Meinungen. Er schwankte nie. Neue Gedankenreihen, die nachdenkliche Gemüther zur Revision ihrer Ansichten zwingen, die sie stutzig und unsicher machen, verfehlten auf ihn jeden Eindruck. Seine Erinnerungen an Marx schrieb er, als die unausgesetzte kritische Miniarbeit das feste Gefüge seiner Lehre bedenklich angenagt hatte und selbst pietätvolle, aber geistvolle und fortbildungsfähige Freunde schon das Gefühl zu beschleichen

anfang; auch dieser Bau ist in der Geschichte einst zu modern bestimmt. In Liebknecht regte sich nicht der geringste Zweifel: die Zeichen der Verwerfung, die am Marxismus bereits sacht merklich wurden, spürte er nicht. Er sah Zukunft in Dem, worauf schon Altersrunzeln die Inschrift „Gewesen“ gruben. Aber für das — neben seiner ewigen historischen Bedeutung — wirklich Unsterbliche an seinem Helden: die leidenschaftliche Energie seines Denkens, die Mannbarkeit seines Ausdrucks, das mit ungeheurer Kraft zurückgebämmte Temperament, mit einem Wort: für den Persönlichkeitwerth seiner Leistung fehlte ihm der kongeniale Maßstab. Das gerade hatte aber für die Partei, der er diente, unschätzbaren Werth. Denn so gelang es ihm, dem Blatt, selbst als in den letzten Jahren seiner Thätigkeit die Einheit der Partei Risse bekam und die bekannte Kluft zwischen der Rechten und der Linken sich aufthat, die einheitliche Haltung zu erhalten, durch die es auf seine vielen halbgebildeten Leser ohne Zweifel lange eine hypnotische Wirkung geübt hat.

Aber Liebknecht ging und Eisner kam. Die Schaar der Marx-Kritiker war nicht mehr zu zählen, im eigenen Lager wimmelte es von Kezern: die Dogmen-Revision war unvermeidlich geworden. Schlagwörter, die, wie die Krisen-, Katastrophen- und Verelendungstheorie, ihrer Wirkung auf die so gern gläubige Masse sicher waren, wurden rasend schnell diskreditirt. Bernstein kam und mit ihm zog ein neuer Geist in den „wissenschaftlichen“ Sozialismus ein. Ein Geist, der ihn zerstören will. Nicht, daß er so ziemlich jede Aufstellung seines Meisters ablehnte, daß er den hypothetischen Charakter seiner Theorie mit auffallender Schärfe betonte, daß er von den früheren affektiven Beiwörtern, mit denen er Jahre lang sein Andenken geliebt hatte, die zärtlichsten fallen ließ, der Anerkennung durch immer größere Einschränkungen alle Freudigkeit nahm und Enthusiasten die Hingabe an Marx erschwerte; sondern, daß er anfang, von der „Wissenschaftlichkeit“ soziologischer Untersuchungen in Gänsefüßchen zu sprechen, ist das Originelle und wurde das Wirksame in seinem Auftreten. Er huldigte damit nur einer die Intelligenz aller alten Kulturländer ergreifenden antirationalistischen Bewegung; aber da er diese Mode auf den einzigen noch naiven und Bekehrung freudig empfangenden Theil der Bevölkerung, die Arbeiter, übertrug und sie in ihrem Glauben an den Werth der Wahrheit, an die Möglichkeit eindeutiger Erkenntnisse auch auf sozialem Gebiet, an die Wahrscheinlichkeit einer nahen Verwirklichung rationalistischer Ideale beirrte, so nahm er dem Glauben psychologisch das feste Fundament, den Gläubigen das blinde Vertrauen, das sie politisch zu einer so wirksamen Macht werden ließ. Margens Streben ging dahin, das Ethische aus der wissenschaftlich-ökonomischen Betrachtung zu bannen; er sah gerade darin eins der unterscheidenden Merkmale seiner Leistung gegenüber den Sozialisten und Sozialreformern aller



Schattierungen. Die furchtbare Geschichte des Hungers: sie war längst in allen Zungen geschrieben; besonders in Frankreich, wo in Saint-Simon, Fourier, Babeuf, Sismondi, Blanc, Proudhon eine Skala rednerischer Talente geblüht hatte, die in der Kraft pathetischer Uebersteigerungen und heißblütiger Beredsamkeit nicht zu überbieten waren und die revolutionären Instinkte der Masse mit allem nur wünschenswerthen Nachdruck wachrüttelten. Den Forderungen des Gefühles, dem aus der Noth geborenen Wollen eine Stütze in Recht und Wahrheit zu geben, sie aus dem Gange der Geschichte abzuleiten, sie demonstrirbar zu machen: Das war die eigentliche Aufgabe, vor die sich Marx gestellt, zu der er sich berufen glaubte. Gerade die Wissenschaft setzte er in Beziehung zum Arbeiter, gerade sie sollte, durch die bevorstehende uninteressirte Pflege im Gleichheitsstaat der Zukunft, vor der Brutalisierung durch die herrschenden Klassen befreit werden. . . Nun, man kennt diese Gedanken zur Genüge. Lassalle hat sie popularisirt und dem deutschen Arbeiter schwoll, wenn er solche Reden hörte, die Brust vor Stolz über die ihm zugedachte Kulturmission. Es ist nun aus damit. Aus mit der Kulturmission und dem Stolz. Bernstein sagt es. Und die vielen Nach- und Großsprecher, an denen die deutsche sozialistische Partei immer reicher geworden ist, je mehr die unmittelbare Wirksamkeit der Marx und Lassalle durch den bloßen Fortgang der Zeit sich erschöpfte: sie plappern mit aufdringlicher Geschwätzigkeit die Bernsteinade zur Schadenfreude der draußen Stehenden nach, beschimpfen einander, daß es zum Erbarmen ist, wenn man des furchtbaren Ernstes gedenkt, mit dem Marx seine Aufgabe erfaßte und erfüllte, und brüten aus der üppig wuchernden Kommentirliteratur zu Marx (siehe Dr. Ludwig Boltmann, vor dessen slinker Feder kein Gebiet der Sozialphilosophie sicher zu sein scheint) täglich neue Weltanschauungen aus, denen nur die Hauptsache fehlt: Leser und Bekenner.

Mancherlei Anzeichen stimmten schon längst zu diesem Bilde. Die süddeutsche Eigenbrödelei machte Fortschritte. Rationale Regungen wagten sich, besonders unter der Einwirkung der französischen Vorgänge, an die Oberfläche und griffen um sich. Die Taktik farbte sich opportunistisch: von summarischer Budgetverweigerung war nun keine Rede mehr. Man darf fast sagen: Bebels Kritik des Heeresbudget verräth fast herzlichere Theilnahme als die Ausstellungen so manches Staatserhaltenden. Jedenfalls mehr Verständnis und Willen zur Verständigung. Neben dem gewaltigen industriellen, kommerziellen und gewerblichen Umschwung der Verhältnisse, durch die, unbekümmert um die Diktate des „ehernen“ Lohngesetzes, wie von selbst die Lebenshaltung der Arbeitermassen in die Höhe gehoben wurden, hat die Gewöhnung an den Parlamentarismus diese Wirkungen herbeigeführt. Der Wortkampf kumpft auf die Dauer ab, macht zahm und gefügig, entwurzelt den Glauben an die That und lähmt die Kraft zu rücksichtslosem Vollbringen.

Mit den Schwierigkeiten der so geschaffenen Lage hat natürlich an erster Stelle der „Vorwärts“ zu kämpfen und sein Leiter darf die dissidentierenden Stimmen in Sachen der Agrar- und Zollpolitik, der Kolonialpolitik, der Gewerkschaftsbewegung nicht einfach überhören. Dazu reicht seine Autorität nicht aus. Dazu reicht heute die Autorität keines einzigen Sozialistenführers aus, nicht einmal die Bebels. Der Drang zu organischer Gestaltung, der die Massen ergriffen hat, ist zu mächtig geworden, ihr Interesse an Kommunal- und Vereinspolitik, vor Allem am Gedeihen der Exportindustrie und des Großhandels, zu unmittelbar. Wozu aber dann noch aus der Vereinskasse die Redner füttern, die mit den Fetzen verschliffener Utopien haustren gehen? Die wachsende Abneigung der Sozialdemokraten gegen die Akademiker rührt zum Theil daher. Bedarf man ihrer zur Gestaltung und Verwaltung der Gewerkschaften? Kann der deutsche Arbeiter nicht leisten, was der weit weniger gebildete englische Arbeiter vor einem halben Jahrhundert aus sich heraus, ohne die Hilfe gelehrter Herren, zu organisieren vermochte? Und wenn seinem Sozialismus die Wissenschaftlichkeit abgeht: wozu sind die Wissenschaftler am Ende noch nöthig? Einmal ernüchtert und um seine Glaubensfestigkeit betrogen, ahnt er, was die Parteigelehrten ihm weislich verbergen: daß sein Weg aufwärts zu einer Art Verbürgerlichung führt; sieht aber zugleich, daß trotzdem der Abstand von der Großbourgeoisie nicht geringer wird, weil deren Reich und Herrlichkeit erst noch kommt. Er fühlt, daß damit die Periode der großen Wahlerfolge vorbei ist, daß die Ausdehnungsfähigkeit der Partei als solche ihre Elastizitätsgrenze erreicht hat, und hört auf, vom Parlamentarismus allzu viel für sich zu hoffen. Sieht ihn vielleicht auch gar nicht so schweren Herzens preis, weil er damit den Parlamentarier los wird . . .

Die Eingeweihten wissen Das. Der Arbeiter ist flau, verstimmt, interesselos, ohne Versammlungbedürfnis, selbst wenn die Beredsamkeit der Genossen Bebel, Singer, Auer und Wurm lockt. Zu richtigen „Brotwucherprotesten“ ist es, trotz heißem Bemühen, trotz täppischen Nachahmungen der hinweisenden Corn Rhymes aus der Zeit der Antikornzoll-Liga, nie und nirgends gekommen und oft hört man den Vorwurf, man habe es an der richtigen Ausnutzung der so günstigen Protestgelegenheit fehlen lassen, leise mit den Worten abwehren: Ja, wenn Ihr wüßtet . . . Nämlich wüßtet, wie schwer die paar anberaumten Versammlungen zu füllen waren, wie theilnahmslos die Arbeiter der, man sollte meinen, sie doch in erster Linie bedrohenden Gefahr einer Lebensmittelvertheuerung entgegensehen, wie die alten Mittel, ihnen politische Leidenschaft einzupumpen, allmählich zu versagen anfangen, wie schwer bei der herrschenden Anarchie der Meinungen im sozialistischen Hauptquartier neue zu beschaffen sind. Alle Eingeweihten wissen Das und kein noch so gewaltiges Rühmen eigener Kraft hilft über die

jetzige Stagnation hinweg. Dafür blüht der Handel mit großprahlerischen Worten, die die Zweifel in der eigenen Brust erstickten sollen. Ob Das gelingen kann? Der Kampf gegen zwei Fronten hat noch Jeden zerrieben, der ihm lange ausgesetzt war, und die jugendliche Intelligenz der Partei wird kaum Lust haben, ihm noch lange Stand zu halten.

Daher die Beklemmungen bei den Alten. Vor etwa fünfzig Jahren durfte Karl Marx noch schreiben: Die wirklich kämpfende Armee aller europäischen Insurrektionen ist die Arbeiterklasse. Er durfte den Arbeitern in Sachen des Freihandels auch völlige Enthaltfamkeit predigen, weil ihnen, die ewig zum Existenzminimum verurtheilt seien, gleichgiltig sein können, wem von den Ausbeutern der Raub zusiele: den schutzollpflichtigen Agrariern oder den freihändlerischen Fabrikanten. Heute dürfte Herr Eisner, wenn er politischen Instinkt hätte, daran gar nicht erinnern; er sollte, wenn dem so geräuschvoll betonten Bekennermuth seine Einsicht gleichstände, seine Leser zum Verständniß dafür zu erziehen suchen, daß die Aufgaben einer politischen Arbeiterpartei nicht gegen die Gesellschaft gerichtet sein dürfen, sondern im Gebiet dieser Gesellschaft bewältigt werden müssen. Dann kann die Krisis, die Vernstein herbeiführen half, heilbringend werden. Ihm, der in England zu einem gesunden Realismus erzogen wurde, schweben offenbar die Fieber vor, die Genossenschaft nationaler Sozialisten, die die Verwaltung der Gemeinden zunächst in ihre Hände zu bekommen trachten, um so von unten her, durch eine dem werththätig schaffenden Mann die Bürde wirklich erleichternde Wohnungs-, Steuer- und Verkehrspolitik, den gesellschaftlichen Organismus zu erneuern. In Deutschland liegen die Aussichten für eine solche sozusagen induktive Politik insofern noch günstiger als in England, als hier die Arbeiter parlamentarischen Einfluß schon besitzen und ihn noch erweitern könnten, wenn sie durch Preisgabe aller gesellschaftsfeindlichen Rodomontaden und durch einen geschickten Kommunalsozialismus die Angliederung der die Mittelstandsbewegung tragenden Massen herbeizuführen vermöchten. Die Verbürgerlichung der Sozialdemokratie ist nicht mehr aufzuhalten; sie würde für Deutschland die Gefahr politischer und auch geistiger Verjimpelung und Verfäulung in nahe Aussicht rücken, wenn die Ideologen, die ihre Entwicklung zu überwachen haben, nicht bei Zeiten daran denken, die Bildungs- und Aufz.ärbungsbedürfnisse ihrer Anhänger, statt sie auszurotten, auf die fruchtbaren Aufgaben der intellektuellen, moralischen und ästhetischen Kultur abzulenken, die unter der ausschließlichen Pflege der Degitterten, Vermögenden, Gefülligten und Beamteten nicht recht mehr vorwärts kann.

Dr. Samuel Saenger.



## Monet und Böcklin.

Es ist immer nur die Landschaft; oder auch das Portrait. Außerhalb dieser beiden Gebiete giebt es kaum noch gute moderne Bilder. Die Empfindung für die Natur überwiegt in unserer Malerei so stark, daß diese romantische Einseitigkeit späteren Geschlechtern wahrscheinlich als wesentlichstes Merkmal erscheinen wird. Die Menschen von heute sehen nichts Besonderes darin, weil sie Alle nur zu froh sind, den Begegnungen ihrer schmutzigen Kultur und den Martern des proletarisirten Gemeinannes auf eine Weile zu entrinnen, und weil in der freien Runde der Natur tausend Echoimmen schlafen, die ihnen willig und schmeichelnd jeden sentimentalcn Anruf der Empfindung nachlügen. Der starke Wirklichkeitssinn, nicht der wissenschaftliche, sondern der dramatisirende, der am Liebsten mit heroischen Menschheitsproblemen beschäftigt ist und der Natur ehrfürchtig, aber ohne anachoretische Sehnsucht gegenübersteht, ist nur noch eine historische Erinnerung. Die große Persönlichkeit ist vom sozialen Ameisengewimmel niedgerannt worden, der Mensch einer vagen Idee von ungeheuerlicher Gewalt untergeordnet und seinen Händen ist das Schwert, mit dem er selbstherrlich einst dem Schicksal entgegenzutreten liebte, längst entwunden. Mit der Persönlichkeit ist die Menschenschöne, die nur neben der Kraft wandeln mag, dahin. Der Blick der Kunst gleitet von der hastigen Gleichförmigkeit menschlichen Treibens zum Hintergrund, zur Natur, und sucht dort der Sehnsucht nach Anbetung Ruhepunkte. Der Künstler sieht seinen Unfrieden und seine Verzweiflung im wolkigen Wetter vorüberziehen, seine Hoffnungen im Schein des Abends glühen, seine Melancholie sich leise mit weißen Nebeln auf reisende Wehrenbreiten nieder-  
 \* jensen. 'yorm' und 'xime = Was heißt: die Hahnörschryff erster Partien Kunst  
 — sind verkümmert und der Farbensinn, der weder durch Erfahrung noch  
 Erziehung, nur durch einen von unvollkommenen Organen bedienten nervösen  
 Instinkt gestützt wird, tritt an die erste Stelle. Die Zeit des Naturalismus,  
 der die moderne Landschaftsmalerei eingeleitet hat, ist zu Ende und man er-  
 kennt schon, wohin sie weiter strebt: zur Romantik. Die Frage ist wichtig,  
 ob ein konsequenter Fortschritt in dieser Wandlung zu sehen ist; und dann  
 bleibt zu erklären, wie die Entwicklung sich vollzogen hat.

Viele Menschen lernen eine Art religiöser Ehrfurcht erst, wenn sie im Mikroskop einen Wassertropfen oder einen Fliegenkopf beobachten; die Maler des neunzehnten Jahrhunderts haben in einer entgötterten Zeit das Gruselnde wieder gelehrt, als sie aus ihrem Auge ein Spektroskop machten und das Licht der lieben Sonne mit eiskalter Begeisterung zerlegten. Die Lichtmaler gingen der Natur wissenschaftlich zu Leibe, sie überboten sich in „Objektivität“ und merkten nicht, daß vor ihnen die spröde Wahrheit Schritt vor Schritt

zurückwich, ihr Auge vom Schillerscheier der eigenen Empfindungen bunt abgeblendet war. Mit einem guten Theil Verzweiflung und einem Fanatismus, der nirgends das Schöne, sondern überall nur das Charakteristische sehen wollte, traten sie vor die Landschaft. Sie entdeckten ihre mit der Nervosität sich steigende Eindrucksfähigkeit und belauerten nun das farbige Erlebnis des Auges; aber dieser Weg scheinbarer Logik führte in neue Mystik.

Monet, der geniale Franzose, ist ein klassisches Beispiel. In einer kleinen Ausstellung dieses Winters konnte man ihn als Romantiker kennen lernen. Das Wort Realismus giebt in der Kunst leicht zu Mißverständnissen Anlaß, besonders, wenn es auf die Werke eines wahrhaft großen Künstlers angewandt wird. Schon aus Gründen des Temperamentes kann dann von objektivem Realismus nicht die Rede sein. In der That ist Das, was in der modernen Lichtmalerei realistisch oder naturalistisch genannt werden darf, nichts Anderes als eine schneidende Waffe der Verneinung, mit der alte, ungültig gewordene Werthe zerstört wurden. Der Troß gegen die Konvention greift gern zu solchen Waffen. So erzählt man von Uhde, daß er einst auf einen Einwand gegen die Art seiner Christusbilder versprochen habe, einen Jesus zu malen und daneben eine Tafel: „Hier kann Schutt abgeladen werden.“ Unter der Hand schöpferischer Künstler metamorphosirt sich ein solches Prinzip bald: der grellste Naturalismus reicht der Phantasie die Hand. Denn je leidenschaftlicher das Animalisch-Vegetative der Natur heraufbeschworen wird, um so näher steht das Geheimniß daneben, je kälter das Leben glöht, um so unheimlicher, unerklärlicher wird es. Es handelt sich hier nur um einen Schritt. Selbst der saftige Naturalismus Monets, der vor vielen Bildern so frappirt, konnte einem fragenden Geist nicht ein Ruhepunkt der Entwicklung sein; es mußte ihn weiter treiben: zur Uebersetzung des Wirklichen ins Abstrakte, des Natürlichen ins Poetische. Mit dem Erstaunen des Auges begann es, mit dem der Seele schließt es ab. Erst wurde die atmosphärische Farbenskala des Lichtes entdeckt; während des Malens aber lernten die Künstler den seelischen Stimmungwerth der Töne kennen. Anfangs prägte man die mühsam gewonnenen Wetterfarben an der disziplinierten Eindrucksfähigkeit des Auges; später ließ man immer mehr das Verlangen der Seele nach den Lokalfarben der Gefühle mitsprechen; man gerieth also, auf ein Gebiet, das Böcklin vor Allem gehört. Klassische Beispiele hierfür waren Monets in Berlin ausgestellte Bilder: „Das Frühstück im Freien“, „Garten in Verteuil“, „Unter Citronenbäumen.“ In diesen Werken ist mit der Farbe frei gebichtet. Man kann oft beobachten, daß ein geniales Temperament, das eine Richtung eröffnet, im ersten Anlauf gleich die spätesten Konsequenzen vorwegnimmt. Nur muß ein solcher Frühgeist im Alter meist wieder ein paar Schritte zurückweichen, weil er der Zeit zu weit vorangeeilt war. Das

„Frühstück im Freien“ könnte aus dem Gedächtniß gemalt sein; trotzdem es das Ergebniß einer sabelhaft eindringlichen Naturbeobachtung ist, erscheinen die Farben streng komponirt. Das kleine Bild „Unter Citronenbäumen“ ist sogar ganz in Maeterlincks Geist empfunden. Monet hat lange und inbrünstig das farbige Wunder der Natur gesucht; schon Das war bei ihm weit mehr als das banaußische Entdeckertum, das die Erkenntniß, wie blau das Licht sein kann, an irgend einem Beispiel exemplifizirt und malerisch darüber dozirt. Aber die lange Beschäftigung mit den Zudungen des koloristischen Instinktes zwang seinen Blick von außen nach innen und die analytisch gefundenen Werthe wurden innerlich zu Symbolen seelischer Vorgänge: Gemüthsstimmung und Wetterstimmung flossen in einander, die Farbe wurde zum Kleide des Schicksals, das poetische Moment des Kolorismus trat auch hier endlich hervor.

Was ist in der Natur Wahrheit? Der selbe Tag ist der Hoffnung mild, der Sorge grell, der Freude harmonisch, der Verzweiflung hart und kalt. Es ist immer in uns, was wir draußen zu sehen glauben: die Stimmung; und der Künstler ist am Stärksten dann, wenn er bewußt als Mensch für Menschen malt, wenn ein Abglanz seiner Anschauung auf den Beschauer übergeht. Gewiß ist nicht die große Kunst, namentlich der Franzosen, zu unterschätzen, die die schwierige Phantasiethat vollbracht haben, neue Kunstmittel für neue Anschauungen zu finden. Das aber war der Anfang; und unser Blick soll auf die Zukunft gerichtet sein. Es kommt darauf an, den Sinn der Zeit zu erfassen, die bewegenden Kräfte von den verwirrenden zu unterscheiden. Ich gestehe, daß es mir lange unmöglich schien, die Widersprüche der modernen Malerei, die in vagen Schlagwörtern als „naturalistischer Impressionismus“ und „romantischer Idealismus“ bezeichnet worden sind, zu vereinigen. Zwei Kunstanschauungen, Weltanschauungen, — zwei unbeweglich scheinende Pole; und dazwischen kreist die ganze moralische Welt. Eine Betrachtung der Kunst Monets erst hat dem Zweifel, der fast zur Marter geworden war, die schärfste Spitze genommen. Aber — Dies in Parenthese — mit eben gewonnenen Anschauungen macht man natürlich nicht Kritik; ein Suchender kann nicht Führer sein. Ich wünsche ganz persönlich, darüber klar zu werden, wohin die moderne Kunstbewegung zielt; mögen Andere sehen, wie sie zu Resultaten kommen und mit den meinen fertig werden.

Die Richtungen, die Monets und Böcklins Namen bezeichnen, führen auf das selbe Ziel; nur die Wege sind verschieden. Böcklin trägt Anfang und Ende in sich; er ist das spekulative Genie, das von der Höhe herab die Erfahrung sucht. Monet arbeitet sich dagegen durch die Erfahrung von unten herauf; er geht empirisch vor und ist nur der bevorzugte Arbeiter einer von vielen Talenten ausgeführten Kunstidee. Der Germane, der, seiner Stammes-

eigenheit folgend, den Drang nach innerer Harmonie allem Anderen voranzustellen, konnte in seiner Weise fertig werden; dem Franzosen, der die ermüdende Strecke über die Analyse zurücklegte und keinen Zweifel hinter sich ließ, reicht ein kurzes Leben nicht für das ganze Werk. Es wiederholt sich in der Geschichte der neuen Malerei die für Individuen typische zweiseitige Manifestation des künstlerischen Erkenntnißdranges, die uns Deutschen im Wesensunterschied Goethes und Schillers so klar geworden ist. Böcklins Verhältnis zur Welt entspricht ungefähr dem Schillers; es ist die besondere Weise feuriger, ungeduldiger Poeten. Der spekulative Drang eilt zu Resultaten, der poetisch-philosophische Instinkt zieht das dem Begriff bequemere Allgemeine dem verwirrenden Besonderen vor und mit dem Springstod der Einbildungskraft schwingt er sich Gipfeln zu, wo er hoffen darf, das Ganze, wenn auch auf Kosten der Klarheit, so doch weit zu übersehen. Goethes Art jedoch, worin sich die Maler des Impressionismus theilen, geht bei keiner Erkenntniß vorbei und zieht erst auf Grund vieler Erfahrungen Schlüsse; sie baut Stein auf Stein, mit der vernünftigen und geduldigen Zuversicht, daß die Höhe so von selbst erreicht werde. Ihr Weg ist der längere; aber die Thätigkeit auch die gründlichere. Da gleiche Erscheinungen einander erklären, sind die Worte von Interesse, die Schiller an Goethe über das Problem ihrer inneren Verschiedenheit schrieb: „Aber diese logische Richtung, welche der (Ihr) Geist bei der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. . . Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit menschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“

Erst jetzt, wo die langwierige Arbeit des Verneinens vollendet scheint, eine stattliche Menge neuer Werthe gewonnen ist, verlassen die Impressionisten den nur als vorbereitenden Faktor fruchtbareren Naturalismus und schreiten von der äußeren Renaissance zur inneren fort. Der kühne Monet ist längst vorangegangen; geringere Talente mögen die Konsequenzen noch nicht ziehen. Bei Monet überwaucht die Sicherheit, womit er von einem Zustand in den anderen übertreten kann; nur sein großes Können erklärt diese innere Freiheit. Aber jaß dieser Schritt entscheidet die Beurtheilung: es ist ein Siebenmeilenschritt von einem Gipfel zum anderen, in die Richtung, wo Böcklin und Die von seinem Geist stehen.

Es geht nicht an, Böcklin als Poeten zu preisen und ihn als Maler hinter die Impressionisten zu stellen. Die ihn so beurtheilen, sehen die Malerei doch zu sehr als künstliches Handwerk an, schätzen die Naturstudie höher als das Bild, das Auge mehr als die Seele. Von den Subtilitäten des Impressionismus, den Lusttönen und Atmosphärenfarben wird Vieles preisgegeben werden, bevor der Malerei wieder ein Stil reift. Bilder müssen nachdunkeln dürfen, ohne an Werth und Größe zu verlieren. Es ist objektiv richtig, was Tschudi neulich schrieb, daß Böcklin seine Bäume in dem selben Ton heruntermalt, ob sie sich „vom dunkeln Lorbergebüsch, dem blauen Wasser Spiegel abheben oder ob sie in die klare Luft ragen“; aber Das läßt den Schluß nicht zu, der die Natur besser als Böcklin kopirende Maler sei der bessere. Vor dem Objekt ist der Maler nur Auge, die Fülle der Gesichte läßt den Gedanken nicht zu; er ist „dumm“, wie Liebermann es einmal genannt hat. Kunst entsteht aber nur, wenn die Natur und der Begriff davon einander bestimmen, wenn ein Zwischenreich gegründet wird, das äußeren wie inneren Gesetzen gehorcht. Die Natur ist geduldig; sie läßt sich von hundert Seiten packen. Die Frage ist nicht, wie sie ist — Das erfährt der stumpfsinnige menschliche Organismus nie —, sondern, wie sie einem Geschlecht, einer Kultur erscheint. Die Anschauung muß durch alle Reagenströhen der Seele gehen, sie muß, um eine Sprache des Menschen zum Menschen zu werden, anthropomorphisirt sein. Es sollte zu denken geben, daß die so lange vernachlässigte Linie sich jetzt ihr Recht zurückerobern will. Bei Böcklin ist eine vollkommene Harmonie von Farbe und Linie; bei Monet macht diese ihr unabweisbares Recht nur gegen die Absicht des Künstlers geltend. Es ist darum ein Mißverstehen, wenn man Böcklin das Malen aus dem Gebächtniß als unmalerisch anrechnet. Wer so die innerste Wahrheit der Dinge in sich auffaugen konnte, durfte frei darüber dichten. Ist es denn keine malerische Qualität, wenn Böcklin, wie Keiner neben ihm, Das, was dem Menschen das Elementare der Dinge scheint, aufzufassen und auszudrücken versteht? Ist die Phantastiehat geringer, die nicht das Wesen des Lichtes, sondern das der konkreten Welt malerisch zu übersetzen vermag? Wer malt den Mann so männlich, den Baum so pflanzlich, den Stein so steinlich, das Wasser so flüssig wie er? Bei den Impressionisten ist Alles tot, nur das Licht lebt; bei Böcklin lebt jedes Blümchen, jedes Element ein Eigenleben und Alles stimmt harmonisch zum Ganzen. Rhythmus und Melodie ist in dieser tanzenden Kunst; das ewig wiederholte Sehnsuchtmotiv geht ruhelos durch die anderen. Vor Böcklins Bildern muß der Schauende produktiv werden, um zu verstehen; vor denen der Impressionisten ist das Mitempfinden nur bei künstlich erzeugter Passivität möglich.

Doch im Grunde zielt auch der Impressionismus auf die höhere Frei-



heit Böcklins: ein großer Kulturgedanke lenkt die ganze Masse. Nachdem die alten Weltbegriffe ungiltig geworden, die Götter tot sind, sendet die Zeit ein Heer von Begabungen aus, um Material für einen neuen Tempelbau herbeizuschaffen. Zuerst mußte die Welt mit neuen Augen angeschaut werden. Die alten Wahrheiten sind nicht mehr wahr; es gilt, bessere zu finden. Zuerst erlebten wir die Negation, dann folgte die Analyse; die Synthese wird hinterdrein kommen. Der Naturalismus hat das Elementare durch das Medium des Lichtes wieder zu erfassen gesucht; viele Talente haben in sich diese Aufgabe der Zeit theilen müssen: sie alle sind Werkzeuge eines höheren Dranges, der sie auf hundert Pfaden dem einen Ziel zuführt.

Auch Böcklin ist der großen Bewegung eingeweiht. Nur einmal ist das Problem, um das sich die Kunstbeurtheiler verlegen herumdrücken: wie Böcklin in der Zeit zu verstehen ist, lähn gelöst worden. In der dem Künstler gewidmeten Arbeit, die nach seinem Tode in diesen Blättern erschien, wurde er als Produkt der mit dem Namen Darwin verknüpften Weltbegriffe bezeichnet. Das ist der Schlüssel. Die ganze geistige Bewegung der Zeit steht im Dienst einer einzigen Idee, ein Fieber beherrscht alle führenden Geister: den neuen, von der Wissenschaft vorbereiteten Vorstellungen von der Welt soll eine Religion, eine Mythologie gefunden werden. Mit dem Darwinismus (ein trodenes Wort steht hier für eine Menschheitsfrage) ist die religiöse Phantastik nicht aufgehoben, sondern nur auf neue Grundlagen gestellt. Das Unbegreifliche ist noch eben so unbegreiflich, trotz allen Substanzgesetzten, und dem stets in gleicher Entfernung vor der Forschung zurückweichenden Ueber sinnlichen wird früher oder später gewiß ein göttliches Gewand zugeschnitten werden; ein Gott oder Götter, die der Mensch der Zukunft nach seinem Bilde formt, werden den Thron besteigen. Unser Fluch ist es, daß wir auf Alles mit höherer Blague hinabsehen müssen, — sogar auf den Gott der Zukunft. Dieser Indifferentismus, über den wir auf den Zwischenstufen nicht hinwegkommen, erklärt alle Spaltungen des Empfindens, in ihm liegt unser kulturelles Kastrenthum begründet. Des Gegenwartmenschen bestes Theil ist trotzdem: die gewaltsame Kulturhoffnung, die über seinen eigenen Kopf hinweg in die Zukunft springt.

Es ist das Prophetenthum der Künstler, daß sie am Meisten glauben; es ist Böcklins reinste Größe, daß er mit Kindergenialität, hellsehender Weltliebe und lichten Instinkten der Zeit so ruhig vorangeht, als befände er sich auf gebahnten Wegen. Ob er mehr Maler ist als Poet oder umgekehrt: welche müßige Frage! Er ist fast der Einzige in der bildenden Kunst, der ganz und harmonisch ist, der große Anbetende: Das allein entscheidet. Und weil er am Reifsten ist, lehrt er wieder zur Menschen Darstellung zurück. Gewiß: er baut seine Cyclopedenmauern zum Theil mit den Steinen alter

Kulturen; er mochte nicht warten. Ist Monets Kunst und die der Seinen erst am Ziel, so wird es nicht mehr nöthig sein, denn jeder Werth wird dann neu in mühsäligter Arbeit erworben sein. Aber bis dahin ist es weit. Mit der Landschaft hat sich diese Kunst bald auseinandergesetzt, der Beobachtung ist schon die Betrachtung gefolgt; die Darstellung des Menschen ist die nächste Aufgabe. Sie wird bewältigt werden, wenn die romantische Sentimentalität der Zeit besiegt und der Mensch zum Menschen wieder in ein kräftiges Verhältniß getreten ist. Das Interesse an der großen Persönlichkeit, die dramatisirende Lust wird eine Kunstform für die Darstellung der menschlichen Gestalt hervorbringen. Denn so eng sind Inhalt und Form verbunden, daß eine fortgesetzte Beschäftigung mit großen Gedanken dem Künstler einen neuen Stil schaffen hilft.

Für den ernsthaften Kunstbetrachter ist es nicht leicht, den verschiedenartigen Eindrücken unserer Tage Stand zu halten. Denn es läuft schließlich stets darauf hinaus, daß man nach der Betrachtung guter Bilder versucht, die Natur mit den Augen des Künstlers zu sehen, mit seinen Gedanken zu denken. Dazu gehören in der noch herrschenden Wirrnis, die das Fremdartigste neben einander produziert, starke Nerven. Es bleibt aber der einzige Weg zu Resultaten. Das ganze Gebiet der Erscheinungen ist nur zu verstehen, wenn man jedesmal die Mitschwingung des eigenen Gefühls beachtet und in irgend einem Winkel seiner Seele die heimliche Verwandtschaft mit dem im Kunstwerk sich manifestirenden Geiste aufspürt. Denn in jeder Seele ruht der gesammte, unendliche Urstoff, woraus die Natur nach geheimnisvoller Schöpfungswahl endliche Charaktere formt. Der Daseinstrieb kann sich im Individuum nur einseitig thätig äußern, weil der harmonische Lebensdrang den Befehlen der besonders gearteten Materie gehorchen muß; aber als triebhafter Instinkt erhält sich die Harmonie und all ihre reichen Harfensaiten erklingen nach einander, wenn der verwandte Ton irgendwo im Reich der Schöpfung angeschlagen wird. Je mehr man sich selbst auflodert und aufnahmefähig macht, sich bemüht, über die eigene Begrenztheit hinaus zu empfinden, um so stärker wird man sich im Nachempfinden hoher Kunstwerke an diese hinauf entwickeln und endlich dann wohl auch einen Z'psel der Einheit erkennen, zu der alles Streben und Sehnen und Leben unaufhaltsam hingezogen wird. Und können wir erst wieder an einen Monismus im Reich der Kunst glauben, dann ist doch einer der schmerzhaften Zweifel, die unserem Lebensmuth entgegenstehen, beseitigt und die Zukunftgedanken werden lichter.

Friedenau.

Karl Scheffler.



## Italien und Deutschland.

So oft ist das deutsche Volk der „Auslandsfucht“ geziehen worden. Die hohe Werthschätzung, die man in den letzten Jahrzehnten bis in die Gegenwart hinein allem Englischen angedeihen ließ, wird mit Recht getadelt werden dürfen, während die vorhergehende Epoche des französischen Einflusses im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sich schon viel eher als eine natürliche Folge der kulturellen Ueberlegenheit charakterisirt, in der sich damals ganz unbestreitbar das französische Volk dem deutschen gegenüber befand. Die Periode des spanischen Einflusses im sechzehnten Jahrhundert war nicht von allzu langer Dauer und ging mit dem raschen Sinken der spanischen Macht schnell zu Ende. Alle diese Einflüsse des Auslandes sind an dem deutschen Kulturleben nicht spurlos vorübergegangen, jeder hat zur selbständigen Weiterentwicklung deutschen Wesens angeregt und es vor Einseitigkeiten bewahrt. Dauernd hat das Fremde sich neben dem Einheimischen bei uns nicht behauptet: so weit es nicht im deutschen Wesen aufgegangen ist, hat es vor den gesunden nationalen Gegenströmungen immer das Feld wieder räumen müssen.

Vom sechzehnten Jahrhundert an zurückgerechnet, ist das Land, dem unserer die meisten und zugleich tiefsten Einwirkungen verdankt, unzweifelhaft Italien: seit den Tagen, da die ersten kriegerischen Zusammenstöße der Römer mit den Germanen stattfanden, bis zu den Zeiten, wo deutsche Gelehrte in verhältnismäßig großer Zahl sich jenseits der Alpen humanistische Kenntnisse aneigneten, hat ein ununterbrochener Verkehr zwischen beiden Völkern bestanden, begünstigt durch die kirchliche Verbindung, seit die Franken katholische Christen geworden waren, und durch die Stellung der späteren deutschen Könige als Päpste der Kirche. Es kann nach den neueren Forschungen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung die römischen Einflüsse auf das deutsche Kultur-, namentlich Geistesleben viel stärker gewesen sind, als man bisher glauben wollte: zum Leidwesen gut deutscher Alterthumsforscher haben sich selbst wichtige mythologische Vorstellungen, die bisher als ureigenstes Eigenthum der Germanen galten, als aus römischer Quelle stammend erwiesen. Geistig und wirtschaftlich war Italien noch das ganze Mittelalter hindurch der Mittelpunkt der Welt; und die germanischen Nationen haben eben so wenig wie die romanischen Grund gefabt, diese feststehende Thatsache zu bezweifeln; wurden ja doch alle Gaben des Orients, vor allen die viel begehrten Gewürze, die Seide und Anderes ausschließlich durch die Vermittelung Italiens den übrigen Ländern des Abendlandes zugeführt. Wie das Alles im sechzehnten Jahrhundert durch die Kirchenspaltung, durch das stärkere Hervortreten eigenen nationalen Empfindens, durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien (1498) und durch die so

verursachte Verschiebung der Handelswege anders geworden ist: Das ist oft genug erzählt worden. Doch über eine quellenmäßige Darstellung der italienisch-deutschen Kulturbeziehungen bis zu jener Epoche des Umschwungs verfügt die doch so reiche deutsche Geschichtsliteratur bisher noch nicht. Ihr Verfasser müßte wenigstens auf drei Gebieten, die entsprechend der in Deutschland herrschenden Organisation des wissenschaftlichen Betriebes nur äußerst selten von einem Manne zugleich gepflegt werden, in gleichem Maße bewandert sein: nämlich auf dem Felde der Kirchen-, Wirtschafts- und Literaturgeschichte. Da ein solches Buch wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, müssen wir uns mit einer Abschlagszahlung begnügen, die uns Aloys Schulte, der Breslauer Professor, in seiner bei Dunder & Humblot erschienenen „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig“ bietet.

Die Veranlassung zu diesem großartigen Buch ist eine verhältnismäßig geringfügige: im Archiv der Handelskammer zu Mailand waren einige Urkunden (1299 bis 1400) entdeckt worden, die sich als für die zwischen Mailand und Oberdeutschland bestehenden Handelsbeziehungen von höchster Wichtigkeit erwiesen. Auf eine Anregung Wilhelms von Heyd wurde die Herausgabe dieser Urkunden von der badiſchen Historischen Kommission beschlossen und zu ihrer Vervollständigung sollten in anderen Archiven Oberitaliens Nachforschungen nach ähnlichem Material angestellt werden. Beauftragt wurde damit Aloys Schulte, damals (1890) Archivrath in Karlsruhe, der sich aber erst seit 1894 mit größerer Energie der Aufgabe widmen konnte. Dreimal hat er dann zu Archivstudien die Alpen überschritten und durch zwei weitere Forschungsreisen aus deutschen und schweizerischen Archiven reiches ergänzendes Material zu Tage gefördert.

Zweckmäßig ist zunächst das Arbeitsgebiet begrenzt. Es ist ein empfindlicher Mangel vieler anderen handelsgeschichtlichen Arbeiten, daß sie sich auf den Handelsverkehr beschränken und damit Dinge isolirt darzustellen versuchen, die in Wirklichkeit nicht isolirt bestanden haben und so auch nie ganz begriffen werden können. Diese Klippe hat Schulte vermieden, da er den Personen- und Nachrichtenverkehr, einerlei, zu welchem Zweck er stattfindet, mit in den Bereich seiner Erörterung zieht, daneben der Waarenproduktion unter Hervorkehrung der technischen Fortschritte und der sozialen Bevölkerungsgliederung den zum Verständnis genügenden, aber auch notwendigen Raum widmet, schließlich aber auch — und Das ist wohl das Wichtigste — die Verkehrswege, besonders die Alpenpässe, ihren geographischen Eigentümlichkeiten nach behandelt, ohne irgendwie zu vergessen, daß gelegentlich auch rein politische Vorgänge die Handelswege verändern, wie umgekehrt eine Menge scheinbar plötzlich auftauchender politischer Gedanken und Maßnahmen sich

aus dem Interesse an zu erhoffenden wirtschaftlichen Vorteilen erklären. Wie sich das Arbeitsfeld durch Heranziehung der genannten Erscheinungen wesentlich erweitert, so wird es doch auch wieder beständig beschränkt, da Venedig, über dessen Handelsverbindung mit Deutschland wir durch die Arbeiten von Heyd und Simonsfeld gut unterrichtet sind, im Ganzen ausscheidet; nur in einem der klarsten Abschnitte wird dargestellt, wie sich der deutsch-venetianische von dem deutsch-genuesischen Verkehr unterscheidet. Die Beschränkung auf West- und Süddeutschland will wenig besagen, da im Mittelalter eben dort der Schwerpunkt der deutschen Kultur liegt, während der Norden, der Machtbereich der Hanse, ein eigenes Handelsgebiet bildet, das sich (wenigstens nach 1300) in Brügge mit dem italienisch-internationalen Verkehr berührt, während der Osten und das mittlere Deutschland für den internationalen Handel nur als Absatzgebiete der süddeutschen und zum kleineren Theil der hanseatischen Handelsplätze in Betracht kommen. Im Westen ist wiederum der französische Boden, der allerdings zum größten Theil zum Deutschen Reich gehörte, nicht vergessen: auch das Rhonethal und die Grafschaften Champagne und Brie, wo von etwa 1150 bis 1300 die Messen zu Provins, Troyes, Bar-sur-Aube und Laguy den internationalen Handel beherrschten, werden eingehend in ihrer Bedeutung für den deutsch-italienischen Verkehr gewürdigt.

Der Leser hat bei dieser Anordnung, nach der sich die Dinge ganz wesentlich anders gruppieren, als wir bisher gewöhnt waren, das Gefühl, daß ein einheitlicher Gedanke über der Darstellung ruht, nämlich, wie mir scheint, die These: der so viel gepriesene moderne Verkehr mit seinen gewaltigen Verkehrsmitteln verdient im Vergleich zu jenem mittelalterlichen Personen- und Waarenverkehr, der technisch mit den größten Schwierigkeiten nicht nur beim Transport zu kämpfen hat, nach entsprechenden Auskunftsmiteln sucht und sie stets findet, nicht die Berherrlichung, die ihm zu Theil zu werden pflegt. Auch der kapitalistische Großbetrieb ist der mittelalterlichen Produktion nicht fremd; gerade die technisch vollendetsten Erzeugnisse sind dieser Produktionsart entsprungen und nicht dem eigentlichen Handwerk. Die weitestgehende Berufstheilung, verbunden mit dem Verlagsystem, ermöglicht allein die hohe Entwicklung der Wollindustrie in den oberitalienischen Städten und die Vollendung der Metallverarbeitung in Mailand und Nürnberg. Solche Gedanken drängen sich nicht etwa gewaltsam vor; es ist fraglich, ob der Verfasser der hier gegebenen Formulirung ohne Weiteres zustimmt. Der aber, dem die so viel gehassten Vergleiche verschiedener geschichtlicher Zeitalter und ihrer Einrichtungen für die Einsicht in das Wesen der Gegenwart nicht werthlos erscheinen, kann sich ihnen nicht entziehen.

So schwer und vielleicht auch ungerecht es ist, einzelne Punkte aus dem reichen Inhalt des Buches herauszuheben: ich möchte es dennoch wagen.

Das Alterthum hatte die Alpen gefürchtet; der Handel nach dem Norden hatte sie umgangen durch die Thäler von Rhone und Donau; erst Caesar hat zum Schutz der Kaufleute Martigny besetzt und die Straße, die Mailand und Basel verband, ist erst 47 nach Christus vollendet worden. Die Römerstraßen waren in erster Linie für militärische Zwecke geschaffen. Als das Römerreich zerfiel, verloren die Bauten der Römer diese Bedeutung; sie wurden lokale Verkehrswege, für die höchstens die Anwohner sorgten. Der wandernde Hausirer mag sie manchmal benutzt haben, aber für Massengüter, für einen Großhandel ist im Frühmittelalter kein Bedürfnis. Im Zeitalter der Karolinger hören wir von vielen Einzelpersonen, die den alten Paß des Großen Sankt Bernhard zum Weg über die Alpen benutzt haben; von einem Handel erfahren wir aber nicht viel. Das früheste Zeugniß dafür ist der Zolltarif von Aosta (960), der beweist, daß damals sowohl die Produkte Flanderns als auch die von Byzanz her eingeführten Waaren des Orients über jene Straße geführt wurden. Byzanz hatte bis zu den Kreuzzügen das Monopol für alle orientalischen Waaren, die dann über Amalfi und Venedig weiter verbreitet wurden. Zu Pavia und Ferrara entstehen im elften und zwölften Jahrhundert bedeutende Messen, die aber nicht als von Deutschen besucht zu erweisen sind, denn in Deutschland kennt man damals nur den Fremdaufmann als Großhausirer; höchstens Friesen mögen in dieser Eigenschaft auch das innere Deutschlands aufgesucht haben. Erst 1228 sind Deutsche in Ferrara sicher nachzuweisen, in dem selben Jahr also, wo der Fondaco der Deutschen zu Venedig zuerst erwähnt wird, der sicherer als irgend etwas Anderes für den damals schon dort eingebürgerten Verkehr zeugt. Auch Italiener findet man erst nach 1200 in größerer Zahl in Deutschland, namentlich in Berufen, die mit dem Geldgeschäft in Verbindung stehen, als Münzmeister, Zöllpächter, Steuererheber und seit etwa 1225 als Gelddarleher gegen Faustpfand (Lombarden oder Kawerschen, meist Leute aus Asti.) Trotzdem bestand schon seit mindestens der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein regelmäßiger Verkehr, der Italiener und Deutsche mit einander in Berührung brachte; aber die Stelle, wo sie sich trafen, lag auf französischem Boden in der Grafschaft Champagne; dort, wo die englische Wolle, die flandrischen Tuche gegen die Gewürze des Orients und die italienischen Textilwaaren ausgetauscht wurden, entwickelte sich zum ersten Male ein international-europäischer Markt, dessen Bedeutung im dreizehnten Jahrhundert stetig steigt, bis 1296 der höchste Verkehr zu verzeichnen ist, während dann rasch der Verfall folgt. Die Gründe für diesen Niedergang sind mannichfach; einer der wichtigsten ist wohl die Einverleibung der bisher politisch selbständigen Champagne in Frankreich. Das Rhonethal war dem Deutschen Reich entfremdet worden, ein Uebergang über die Alpen auf den Paß des Großen

Sankt Bernhards hatte für Deutsche damit an Schwierigkeiten gewonnen und als Ersatz wurde schon seit 1225 ein neuer Paß über den Mittelstock der Alpen, den Sankt Gotthard, benutzt, der von Oberitalien direkt in das obere Rheinthal führte und, als von Deutschen gebahnt, der erste deutsche Paß zu nennen war. Die Eröffnung des Gotthard bedeutete zugleich die Eröffnung des Rheines für den internationalen Handel: Brügge wird nun der Markt für den internationalen Waarenaustausch und damit die Erbin des champagner Meßverkehrs, während im Süden erst ganz allmählich die Messen in Genf und später die in Lyon größere Bedeutung gewinnen. Dem Sankt Gotthard entstand aber gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein neuer Konkurrent, als im Osten der Septimerpaß 1387 als erster Alpenpaß eine für Wagen fahrbare Straße erhielt, auf der auch genossenschaftliche Transportorganisationen den Kaufleuten das Fortbringen der Waaren außerordentlich erleichterten. Dieser Weg ermöglichte nun einen Güterverkehr zwischen Mailand und dem als Hafenstadt dazu gehörigen Genua — nach der Zerstörung des Hafens von Pisa 1290 dem erstesten Nebenbuhler Venedigs — über Chiavenna und Chur zum Bodensee und brachte damit die oberdeutschen Städte, die schon im internationalen Verkehr standen, in ganz anderer Weise als bisher mit der großen Welt in Verbindung: Konstanz und Lindau, das dahinter liegende Ravensburg, Memmingen, Ulm, Augsburg und Nürnberg waren die am Meisten beteiligten Orte.

Das waren die Voraussetzungen für den gegen Ende des Mittelalters hoch aufstrebenden deutschen Handel nach Italien, den Gesellschaften betreiben. Die daran Beteiligten sind vielfach aus den Zünften hervorgegangen, wie ja an dem Handel über die Berge hauptsächlich gerade die Städte sich beteiligten, die selbst Etwas zu exportiren haben. Rasch werden die so aus dem engen Wirkungskreis Heraustretenden reich; sie hören auf, Handwerker zu sein, und rücken in die höhere Schicht des städtischen Patriziats vor. Für Viele freilich ist Das der Anfang vom Ende, da sie mit dem erworbenen Geld Land kaufen, sich aus dem Handel zurückziehen und als Landadelige einen ritterlichen Lebenswandel führen. Nur in Augsburg und Nürnberg ist dieser Vorgang nicht zu verzeichnen und gerade deshalb konnten dieser beiden Städte Handelshäuser zu solcher Höhe gelangen. Die zu Patriziern gewordenen Händler wie die alten Geschlechter arbeiteten hier weiter, mit ihrer Person hoben sie das Ansehen des Geschäftes und erhielten ihm Kapital und Erfahrung. Wie früher, so folgte dem Waarenhandel auch diesmal nur zu bald das einträglichere Geldgeschäft und die Fugger wurden die Bankiers der ganzen Welt. Die Päpste wandten sich nicht mehr, wie im dreizehnten Jahrhundert an die Banken von Florenz, sondern empfingen durch Vermittelung der augsburger Handelsherren die von den Prälaten zu zahlenden Taxen. Die Verhältnisse hatten sich ge-

wandelt: jetzt war Deutschland zum ersten Male Italien gegenüber in wirtschaftlicher Hinsicht der gebende Theil geworden, während die italienischen Humanisten die Lehrmeister der Deutschen wurden und damit geistig das aufstrebende Land nördlich der Alpen befruchteten.

So sah im Mittelalter der Verkehr zwischen Italien und Deutschland aus.

Leipzig.

Dr. Armin Tille.



## Die Legende des Seefahrers.

Es war einmal ein Schiff, das hieß „der Purpur“ und war so groß und so stark, daß es selbst vor den heftigsten Stürmen und Wogen sich nicht fürchtete. Mit ausgespannten Segeln zog es dahin, setzte über thurmhohe Wellen hinweg und zermalnte mit eherner Brust unter dem Meerespiegel Sandbänke, an denen andere Fahrzeuge unentrinnbar zerschellten. Immer weiter zog es, seine Segel bestrahlte die Sonne und so schnell ging die Fahrt, daß der Schaum an beiden Bordseiten aufsprühte. Hinter sich ließ es eine lange, breite, leuchtende Straße. „Ein prächtiges Schiff“, sagten die Seeleute auf den anderen Fahrzeugen; „Wer es sieht, könnte meinen, der Leviathan furcht die Wogen.“ Und manchmal fragten sie die Besatzung des „Purpur“: „Heda, Ihr Leute, wohin des Weges?“ „Wohin? Ei, wohin der Wind uns treibt“, erwiderten die Matrosen. „Vorsicht! Seht Acht! Dort sind Klippen und Wasserwirbel!“ Als Antwort auf diese Warnung brachte der Wind nur die Worte eines Liedes, doch eines Liedes, das wie der Sturmwind brauste:

„Nur fröhlich draus los, nur fröhlich draus los!“

Glücklich floh das Leben der Mannschaft auf diesem Schiff dahin. Im Vertrauen auf seine Größe und Kraft spotteten die Matrosen jeder Gefahr. Auf anderen Schiffen herrscht eiserne Disziplin; auf dem „Purpur“ konnte Jeder thun, was ihm beliebte. Das Leben war dort ein ewiges Fest. Glücklich überstandene Stürme und zermalnte Riffe vergrößerten nur noch das Selbstvertrauen. Es giebt eben — so sagte man sich — keine Klippen, keine Stürme, die im Stande wären, den „Purpur“ zu vernichten. „Mag der schlimmste Orkan das Meer aufwühlen: der „Purpur“ segelt ruhig hindurch.“

Und wahrlich: der „Purpur“ segelte durch, stolz und prächtig. Jahre vergingen. Und nicht nur unüberwindlich blieb das herrliche Schiff, nein: es brachte auch anderen Fahrzeugen Hilfe und Rettung und sein Verdeck wurde vielen Schiffbrüchigen eine Zufluchtstätte. Das blinde Vertrauen in die eigene Kraft wuchs täglich noch in den Herzen der Mannschaft. Aber das Glück machte die Seeleute faul; und allmählich verlernten sie ihr Handwerk. „Der „Purpur“ segelt von selbst“, sagten sie sich; „wozu noch arbeiten, das Schiff beaufsichtigen, auf das Steuer achten, auf die Masten und Lauen klettern, wozu sich mühen und schwitzen, wenn das Schiff unverwundlich ist, unvergänglich wie eine Gottheit?



Nur fröhlich drauf los, nur fröhlich drauf los!" So segelten sie noch lange Jahre, bis endlich die Mannschaft völlig verweichlichte und kein Pflichtgefühl mehr kannte. So kam es, daß Keiner merkte, wie das Schiff schadhast zu werden anfang, wie das Salzwasser die Balken durchfraß, wie der mächtige Bau sich lockerte. Das Holzgefüge war von den Wellen morsch, die stolzen Masten waren mürbe geworden und die Segel vom Sturm zersezt.

Jetzt rief aus dem Mund mancher Matrosen die Stimme der Vernunft: „Rehmt Euch in Acht!“ Die Mehrheit aber antwortete: „Ach was! Wir lassen uns einfach von den Wellen treiben!“

Da brach eines Tages ein Sturm aus, so furchtbar, wie er bisher noch nie über das Meer hingetobt hatte. Wirbelwinde schienen Wasser und Wolken in ein höllisches Chaos zu tauchen. Gewaltige Wasserfäulen stiegen empor und stürzten sich tosend auf den „Purpur“, krachend, schäumend, — grauzig! Jeder Anprall konnte das Schiff auf Grund treiben. Die morschen Balken barsten und plötzlich tönte über das Deck gellend der Schrei: „Der ‚Purpur‘ sinkt!“ Und der „Purpur“ sank wirklich und die der Arbeit entwöhnte und der Schiffsführung unkundig gewordene Mannschaft wußte ihn nicht zu retten.

Als der erste Schreck aber überstanden war, packte wilde Wuth die Herzen der Matrosen, denn sie hingen in Liebe und Treue an ihrem Schiff. Zu den Kanonen stürzten sie und feuerten sie gegen die vom Sturm gepeitschten, schäumenden Wogen ab. Dann ergriff Jeder, was er gerade fassen konnte, und schlug damit auf das Meer ein, das grausame Meer, das dem „Purpur“ den Untergang bereiten wollte. Großartig war dieser Kampf zwischen verzweifelnden Menschen und dem Element. Aber die Wogen waren stärker als die Seelente. Wasser überfluthete die Geschütze und brachte sie zum Schweigen. Von den Kämpfenden packte Manchen der Wirbel und zog ihn in den Strudel hinab. Die Mannschaft schrumpfte sichtlich zusammen; aber die Ueberlebenden kämpften, halb blind schon und triefend von der steigenden Fluth, unter dem Schaum fast begraben, weiter, — bis zum Aeußersten. Endlich aber versagten auch ihnen die Kräfte und nun fühlten sie, daß der Tod nah sei. Ein Augenblick dumpfer Verzweiflung. Aus irren Augen sahen die Männer einander an.

Da erkönten die Stimmen wieder, die vorher vor der Gefahr gewarnt hatten, jetzt aber so laut, so mächtig, daß sie das Getöse der Wellen überdröhnten: „O Ihr Verblendeten! Nicht gegen den Sturm sollt Ihr Eure Geschütze richten, nicht die Wellen peitschen, sondern Euer Schiff ausbessern! Hinab in den untersten Schiffsraum! Da ist Arbeit für Euch!“ Bei diesen Worten zuckten die Halbtoten zusammen. Alle stürmten hinab. Und nun begann eine gründliche Arbeit.

Sie arbeiteten vom Morgen bis zum Abend im Schweiß ihres Angesichtes, nur von dem einen Gedanken beherrscht, gut zu machen was sie durch Verblendung, durch Unthätigkeit verschuldet hatten. Der „Purpur“ aber hob sich sacht. Hoffnung und neuer Muth kehrten in die Herzen der Seefahrer zurück und wuchsen von Stunde zu Stunde, bis ein Ruf erscholl, gewaltig wie Donnerhall und Wogengebrüll und doch auch lieblich klingend gleich Engelsstimmen: „Noch ist er nicht verloren!“

Henryk Sienkiewicz.



## Die aristokratische Entwicklung der Bourgeoisie.

Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre ist gegen die Hoffnungen und Voraussagungen des wissenschaftlichen Sozialismus verlaufen. Ein unerhörter Wachstumswach des Kapitalismus ist dadurch eingetreten, daß er sich mit der Kartellierung der wichtigsten Industriezweige eine Organisation gegeben hat, die mit allen Merkmalen der Dauer ausgestattet ist und geradezu eine neue Etappe in der Geschichte der Bourgeoisie bedeutet. Der Stimmungswechsel im Politischen, der damit zusammenhängt, ist ja auffallend genug. In den Reihen des Proletariates, statt des früheren zukunftsreichen Optimismus, ein Abstreifen der Illusionen, ein resigniertes Verzichten auf das baldige Heraufkommen der sozialistischen Idealgesellschaft. Ein Bohren und Ragen an dem bisher für unantastbar gehaltenen marxistischen Lehrgebäude. Eine harte Umarmung, zu oppositivistischer Politik, zur Politik der kleinen Mittel. Ein Stück Enttäuschung und viel Geduld, statt überfliegender Hoffungslosigkeit. Damit ist wohl die im Augenblick herrschende Stimmung in der Sozialdemokratie gezeichnet.

Das Bürgerthum dagegen stolz und selbstbewußt. Es verteidigt seine Interessen als gutes Recht, ohne jede Spur mehr von „bösem Gewissen“. Die Furcht vor dem rothen Gespenst ist verschwunden. Man überschätzt nicht mehr die Stärke des Gegners. Man kennt die eigene Macht und ist wenig geneigt, auf jene Rattenfänger hinzuhorchen, die von sozialen Pflichten, von der Fürsorge für den Arbeiter sprechen.

Diese Wandlungen in der politischen Atmosphäre sind aber nur Begleit- und Vordergrunderscheinungen der bedeutsamen Differenzierung, die sich im Bürgerthum heute vollzieht. Im Oekonomischen wurzelnd und von dieser Seite bereits gewürdigt, wird sie ohne Frage auf den gesammten Kulturgang bedeutsam zurückwirken. Ich will versuchen, die Art dieser Rückwirkung aus der Analyse der allgemeinen sozialgeschichtlichen Zusammenhänge zu verdeutlichen.

Der Vorgang, um den es sich hier handelt, ist in der Sozialgeschichte nicht neu. Die Anfänge sozialer Klassen und Gruppen sind durch demokratisch charakterisirte Verfassungsformen und sozial gefärbte Institutionen bezeichnet. Es besteht eine gewisse Uniformität der Lebensverhältnisse, verbunden mit demokratischer Gleichwertigkeit des Einzelnen in sozialer und politischer Hinsicht innerhalb seiner Klasse oder Gruppe. Sie wird geschätzt durch eine kräftig regulirende, das Uebergreifen Einzelner hindernde Thätigkeit des sozialen Verbandes. Ein Beispiel dafür ist etwa die altgermanische Freiheit, mit der demokratischen Gleichberechtigung des Bauern in Besitz, politischer Berechtigung, sozialer Stellung und sozialem Einfluß, mit der sozialistischen Abhängigkeit des Einzelnen in seiner Wirtschaftsführung vom

Dorfverband. Der Flurzwang befehlt Allen das selbe Wirthschaftssystem; Wald, Weide und Biese gehören der Gesamtheit und die Benutzung dieses Eigenthumes wird im Sinn gerechter Gleichheit von ihr geregelt.

Eben so sind die Anfänge der Zunft streng demokratisch. Wieder die strenge Gebundenheit des Einzelnen im Betriebe seines Gewerbes, im Interesse der Gleichheit und Auskömmlichkeit der wirtschaftlichen Lage Aller. Wieder die prinzipiell gleiche Stellung und Berechtigung jedes Zunftgenossen in deren autonomer Verwaltung. Der Unterschied zwischen Meister und Geselle, in der frühesten Jugend der Zunft überhaupt nicht vorhanden, scharft sich erst viel später zu einer sozialen Differenzirung. Das sind bekannte Dinge. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben. Jene demokratische Gleichheit und Gleichwerthigkeit erhält sich noch längere Zeit hindurch, selbst nachdem jene anfängliche Gebundenheit sich überlebt und der Fortschritt zu größerer individueller Freiheit sich bereits vollzogen hat. Zwar sind damit die Bedingungen der Ungleichheit entstanden; Wettbewerb tritt ein und Talent und Glück, Energie und Rücksichtslosigkeit vermögen den Einzelnen zu erhöhen. Aber die Ungleichheiten fangen erst an, sich zu bilden, und sind in den ersten Zeiten des Aufschwunges noch nicht im Stande, das alte Zusammengehörigkeitsgefühl zu zerstören. Noch geht ein demokratischer Zug durch die gesellschaftlichen Gruppen oder Klassen, noch bildet der Unterschied in der Vermögenslage nicht den wesentlichen Maßstab gesellschaftlicher Schätzung, noch steht weitherzig der Zuzug aus anderen Schichten offen, noch sind höchste Ehre und Macht für Jeden erreichbar.

Diese Uebergangszeit, wo in der neuen Freiheit die frühere Gebundenheit noch als lebendige Erbschaft, als innere Schranke fortwirkt, ist vielleicht die glücklichste Epoche im Leben sozialer Klassen. Es sind die Zeiten, wo höchste individuelle Anspannung mit allgemeinerem Wohlbefinden sich verbinden. Bald tritt, unter dem freieren Walten individueller Kräfte, Zersetzung ein: vor Allem ein scharfer, immer mehr sich zuspizender Unterschied von Reich und Arm, bis sich endlich von dem ursprünglich einheitlichen Körper der sozialen Klasse oder Gruppe eine innerlich verbundene und wohl auch äußerlich organisierte Aristokratie abschnürt. Sie reißt politische Geltung und soziale Macht an sich und bringt die Masse der Uebrigen in Abhängigkeit. So mündet die demokratisch-kommunistische Verfassung der Naturalwirthschaft nach der Wendung zu individuellem Ackerbau in die Grundherrschaft aus: in die aristokratische Verfassung der Naturalwirthschaft, unter Verküsterung der freien Bauern zu hörigen Grundholden. So bildet sich in der Zunft der soziale Gegensatz zwischen Meister- und Gesellenstand aus und eine aristokratische Exklusivität der Meisterstellen. Innerhalb der ursprünglich gleichartigen Gruppe giebt es nun also Mitglieder gleichsam der ersten und

der zweiten Ordnung. Und ferner: da zu allen Zeiten die Kultur abhängig war von einer sie wirtschaftlich tragenden Klasse, so erhält auch diese nun ein aristokratisches Gepräge. Die neue exklusive Gesellschaft zwingt die Kulturbestrebungen in ihren Dienst, neue verfeinerte Formen der Lebenshaltung, der Sitte und Konvention entstehen und der Kunst erwächst viel mehr die Kraft, die Wünsche der Menschheit auszudrücken, auszuschmücken und zu verklären. Auch hier gilt: Des Brot ich esse, Des Lied ich singe . . .

Ich glaube nun: wir stehen mitten im Fluß einer solchen Wandlung. Die Bourgeoise als soziale Klasse geht allmählich in diese neue Phase ein, ihre demokratisch gefärbte Zeit ist zu Ende, ihre aristokratische Entwicklung angebrochen. Was unter Bourgeoise gemeint ist, ist ja bekannt: das kapitalistische Unternehmertum im weitesten Sinne und die mit ihm sozial Verbundenen, die liberalen Berufe, die Bureaucratie; also hauptsächlich diejenigen, die aus der wirtschaftlichen und politischen Emanzipation des Bürgertums Nutzen gezogen haben. Ausgeschlossen ist das Kleinbürgertum, der Handwerker, der kleine Krämer u. s. w.

Vor jener Emanzipation giebt es noch immer Zunftstricken, vor Allem aber polizeistaatliche Gängelung, Bevormundung und Bindung des Einzelnen. Der merkantilistische Staat nimmt das Unternehmertum in seinen Schutz, er züchtet Industrie und Handel und damit die neue Klasse der Bourgeoise. Und der Staat ist ja jetzt, der veränderten Wirtschaft entsprechend, der unmittelbar höhere soziale Verband; das neue Bürgertum ist Staatsbürgertum, das alte war Stadtbürgertum. Wieder begegnen wir hier in den Anfängen einer Klassenbildung der Bindung und Gängelung des Individuums. Und aus dem demokratischen Zusammengehörigkeitsgefühl, dem es in der absolutistischen Zeit an Gelegenheit zu äußerlicher Bethätigung gebricht, schlagen die Flammen der Emanzipationskämpfe.

Dann erfolgt die Befreiung und nun kommt jenes Intermezzo, das bald zu gesellschaftlicher Neugruppierung führt, jene Uebergangszeit, wo der neue und kräftig sich ausbreitende Individualismus noch von der eben verlassenen Vergangenheit demokratische Werthschätzungen und Perspektiven zu Lehen trägt. Kapitalbesitz ist noch nicht von so entscheidender Bedeutung im wirtschaftlichen Kampfe: Talent und Wagemuth ersetzen Kapital. Jeder trägt den Marschallstab im Tornister. Keine Exklusivität: Alles ist im Fluß, Alles wogt durch einander; von den untersten Schichten des Bürgertums ist ein Aufsteigen möglich. Raum und Elbogenfreiheit sind vorhanden. Auch hat der Kampf selbst manches Widersprechende ausgeglichen und assimiliert. So fühlt sich Jeder als Bürger. Die soziale Einschätzung ist noch nicht durch die Vermögenslage allein bestimmt. Es ist eine Zeit gesteigerten sozialen

Empfindens. Einheitlich und ungebrochen steht die Bourgeoisie da, als kompakte Masse, mächtig und herrschend in Politik und Kultur. Und das höchste Streben des Einzelnen erhält mächtige Triebkraft, Resonanz und Weihe durch das Gefühl der Uebereinstimmung mit der sozialen Gruppe, der er angehört. Und nicht nur Politik und soziale Werthung des Einzelnen: alle Beziehungen der Kultur tragen demokratische Züge. Die liberalen Berufe, die des Anwaltes, des Arztes und des Schriftstellers, gelten noch als öffentliche Ämter, die zum Besten der Allgemeinheit verwaltet werden sollen. Ihre andere Natur: privates Erwerbsmittel zu sein, tritt, in der Theorie wenigstens, noch zurück. Mag auch die Praxis gegen diese Auffassung oft verstoßen: immerhin gilt sie als sittlicher Maßstab.

Auf allen Gebieten aber herrscht ein revolutionär-demokratisches Streben. Ueberlieferung und Gebundenheit wird auch auf dem Gebiete der Sitte und Konvention bekämpft. Aber der Negation folgt vorläufig in dieser Zeit des Niederreißen und Durcheinanderwogens kein positiver Aufbau: es gebricht an festen Normen der Lebensführung. Demokratisch ist die aufklärerisch-rationalisirende Geistesrichtung, ein Zug, der, beiläufig bemerkt, aufstrebenden gesellschaftlichen Gruppen überhaupt eigenthümlich ist. Die neuen Verhältnisse werden zunächst mit dem Verstande begriffen und den konservativen Mächten der Sitte und Religion steht man respektlos und kritisch gegenüber. Demokratisch ist die Lehre von der Maximirung der Glückseligkeit; auch Kunst und Wissenschaft sollen, utilitaristisch verstanden, zum Glück der größten Zahl beitragen und dem allgemeinen Nutzen dienen. Die Kunst wendet sich an das bürgerliche Publikum als Ganzes. Der Geschmack der Massen, eine demokratische Instanz, entscheidet über Erfolg und Ruhm. Freilich erfreuen sich der Schriftsteller, der Gelehrte und der Künstler dadurch einer relativen Unabhängigkeit. Sie sind nicht auf persönliches Wohlwollen einzelner Mäcene angewiesen. Allerdings müssen sie sich dafür der Diktatur der Masse unterwerfen; sie thun es murrend und klagen laut den Despotismus des Publikums an.

Auch an anderen Schattenseiten mangelt es nicht. Es ist eine Zeit harter Arbeit. Arbeit wird sittliche Pflicht. Aber es fehlt an Maße, an Muße zu den Dingen, die Zeit, Ruhe, Brutwärme, Sammlung erfordern, wie etwa zum Genuß der Kunst, zur Bildung geordneter Lebensanschauungen, zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit. Dazu soll der müde Feierabend ausreichen. Aus solchen Lebensgewohnheiten schöpft das bittere Wort Niezsches, Goethe sei für die deutsche Kultur ein Zwischenfall ohne Folgen, seine Berechtigung. Es fehlt an Geschmack, an Stil der Lebensführung; den erwirbt man nicht zugleich mit dem Gelde. Die aristokratische Kultur des ancien régime scheint in der revolutionären Sintfluth untergegangen. Man herrscht kunstfremdes Progenyhum sehr beschäftigter, sehr ermüdeten, wenig gebildeter Krämer

Dazu kommen schwere moralische Schäden: Mangel und Verachtung der Treue; unaussprechliche Verschiebungen in horizontaler und in vertikaler Linie; rascher Wechsel in Beruf, Lebensstellung und materieller Lage des Einzelnen wie der Generationen; schnelles Emporkommen vieler. Findet nicht diese Unruhe des sozialen Lebens ihren psychischen Ausdruck in der inneren Unausgeglichenheit, in der modernen Fahrigkeit und Unzuverlässigkeit im Wollen, Fühlen und Denken? Wie aus bunten Lappen zusammengeflecht erscheinen die Seelen und die Zahl der innerlich Entwurzelten ist groß. Durch die Reisen geht ein innerlicher Widerspruch zwischen den durch die neuen Verhältnisse gewonnenen Lebensanschauungen und den ererbten Instinkten. Theoretisch revolutionär, pendelt man praktisch in Sitte und Lebensführung auf und ab zwischen Festhalten an der beschränkten altväterischen Philistrität und der Nachäffung der Lebensgewohnheiten der höheren Stände. Nachdem der Kauf der jungen Freiheit verslogen ist, beginnt man, sich dieser Schäden bewußt zu werden.

In unseren Tagen freilich zeigen sich viele Sprünge und Risse im sozialen Gefüge der Bourgeoisie; und täglich stärker hervortretende soziale Gegensätze werden bald unvermeidliche Trennungen herbeiführen. Schon bildet die haute finance mit ihrem erdrückenden Reichthum eine Welt für sich. Diese Welt erweitert sich ganz außerordentlich durch den vor unseren Augen sich vollziehenden Zusammenschluß der Industrie. Auf einem gewissen Punkt der kapitalistischen Entwicklung tritt die Kartellbildung überall als Massenerscheinung auf, und zwar nicht allein innerhalb einer durch Schutzzölle begünstigten Volkswirtschaft, sondern bereits über die Staatsgrenzen hinausgreifend und die Weltwirtschaft umspannend. Sie sind als dauernde Einrichtung und Rückgrat aller künftigen Wirtschaft anzusehen. Damit wird in unsere Wirtschaft eine Reihe neuer Tendenzen eingeführt, die geeignet sind, ihr Aussehen völlig zu verändern. Organisation und Regelung der Produktion an Stelle von Desorganisation und Anarchie; Sicherheit und Beständigkeit an Stelle von Unsicherheit und Unbeständigkeit; keine Konkurrenz mehr und keine Krisen. Die Zahl der Fabriken wird, wie ehemals die der Meisterstellen, eine feste und gegebene. Jedes Risiko schwindet, die Fabrik wird Renteninstitut. Innerhalb des Kartells ist für die persönliche Initiative des einzelnen Fabrikanten kein Spielraum übrig; es muß einheitlich geleitet werden und wird zur Zwangsgenossenschaft. Neue Unternehmungen können nicht auskommen: sie werden unterdrückt, den konzentrierten Machtmitteln der Kartelle gegenüber ist die hervorragende persönliche Kraft, ist selbst bedeutendes assoziiertes Kapital zur Ohnmacht verurtheilt. So thut sich zwischen dem kartellirten Unternehmertum und der übrigen Bourgeoisie eine dicke wirtschaftliche Scheidewand auf. Keine Möglichkeit mehr, sie zu durchbrechen. Hatten

früher Talent und Kapital als gleichberechtigte Faktoren sich verbunden, so steht sich das Talent nun dauernd zum Diener des Kapitals verurtheilt. Nur in den Zweigen der Produktion, die noch nicht kartellreife sind — und solche wird es wohl immer geben —, steht ein enger Zugang nach oben offen. Hier können Talent und geringeres Kapital mit Glück ihre Selbständigkeit behaupten. Aber die Kartelle sind unzugänglich, „eiserne Thürme ohne Pforten“.

Wird die ökonomische Solidarität und Exklusivität nicht eines Tages noch die soziale Zusammen- und Abschließung herbeiführen? Wenn Niemand mehr in das Unternehmertum aus eigener Kraft eindringen kann: vollzieht sich da nicht vor unseren Augen die Wandlung eines Berufsstandes in einen Geburtsstand? Und Jeder sieht, wie dieser Stand in Zukunft beschaffen sein wird. Durch großen, gesicherten Reichthum, durch die Möglichkeit einer Lebensführung, hinter der die Anderen weit zurückbleiben müssen, durch Freisein von dem alle Zeit und Ruhe verschlingenden Konkurrenzkampf, durch Sorglosigkeit und Ruhe des Einzelnen, durch strengen gesellschaftlichen Zusammenhang, durch das Moment der Vererblichkeit sind die wesentlichen Merkmale aristokratischer Lebensformen gegeben. So löst sich von der Bourgeoisie eine aristokratische Schicht, ein bürgerlich charakterisierter Adel ab. Man lasse nur die geschilderten Tendenzen sich befestigen und ausreifen, — und auch das Herrengefühl, das aristokratisch gesteigerte Selbstbewußtsein (Symptome sind heute schon vorhanden) wird sich einstellen. Und die Masse der Bourgeoisie? Sie wird zu einem Bürgerthum zweiten Ranges herabgedrückt. Sie wird es schon durch die bloße Thatsache der Emporkunft einer Adelschicht, in die der Eintritt nicht möglich ist; sie wird es durch den Verlust früher besessener Aussichten und Möglichkeiten. Noch mehr aber durch die wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit und dadurch, daß das Gepräge der Kultur nun von jener dünnen oberen Schicht bestimmt und verändert wird.

Man denke an das Heer von Beamten, das, ohne Aussicht auf einstige Selbständigkeit, von den Kartellen direkt beherrscht wird. Dazu kommen die indirekten Abhängigkeiten, vor Allem des geistigen Arbeiters. Der Charakter des öffentlichen Amtes verschwindet. Der Anwalt ist heute schon sehr häufig nur ein bezahlter Diener der Großbourgeoisie. Will er ihren Interessen nicht dienen, so bleibt er schon dadurch in der sozial tieferen Schicht. Und ähnlich verhält es sich mit dem Arzt, dem Journalisten. Besten Falles sind sie Dienstmännern der Bourgeoisie. Der gefellige Verkehr bringt die soziale Minderung schon heute oft zum Ausdruck. Der Beamte, der Offizier, der Schriftsteller verkehren wohl beim Fabrikanten, aber selten umgekehrt der Fabrikant beim Beamten, Offizier, Schriftsteller. Denn diese können keinen Luxus der Gastfreundschaft nicht erwidern. Man glaube nicht, daß Das nicht viel auf sich habe. Es bedeutet doch zum Mindesten eine gefell-

schaftliche Verpflichtung gegenüber der Großbourgeoisie, eine Vermehrung ihres Einflusses. Auch sind ja heute diese Dinge alle erst im Keim; noch ist der enge Zusammenschluß nicht erfolgt, noch ist das Standesbewußtsein nicht gewedt, noch ist ein starker Respekt vor den staatlichen Würdenträgern und den Trägern geistiger Leistung lebendig. Aber man denke sich eine Gesellschaft, die sich selbst genügt, die Bildung und Kultur sich endlich erworben hat; eine Gesellschaft, die nur solche Personen aus anderen Kreisen heranzieht, die zur Erhöhung der Lebensannehmlichkeiten dienen können oder an denen ihr Wille zur Macht eine Befriedigung findet; eine Gesellschaft, die Muße und Reichthum besitzt, um sich einem vergeistigten Genuß und den ästhetischen Lebensmächten hinzugeben. Wird nicht Alles, was mit der Kunst zusammenhängt, da hinausstreben wie nach dem Licht? Hier das verständnißvollste Publikum, hier werthvollste Anerkennung und Ruhm, hier Befriedigung der Sehnsucht nach ästhetisch verfeinertem Dasein, hier Maecene und Förderung. Und auch der Ehrgeiz und die Eitelkeit sind mächtige Triebkräfte. Die geistigen Spitzen, eitel und ehrgeizig, wie sie sind, wollen auch mit an der Spitze der Gesellschaft stehen. Schon heute erleben wir Gruppen von pretiosen Poeten und exklusiven Künstlern, die nur für die „kleine Kapelle“ schaffen, die sich nach raffiniertem Luxus und einer erlesenen Gesellschaft sehnen, die durch- aus aristokratisch empfinden. Natürlich wird von jener aristokratischen Schicht nun auch der geistige Gehalt der Produktion bestimmt: ihre Anschauungen und Ideale, ihre Sehnsucht, die Formen ihres Glüdes und ihres Unglückes wird sie ausdrücken. Vielleicht erlebt die Welt so wieder ein Zeitalter höchsten Kulturglanzes. Aber freilich: Alles hat seinen Preis. Ein solcher durch die Jahrhunderte leuchtender Glanz kostet die Menschheit nicht wenig. Nur einer geringen Zahl bringt er unmittelbar Nutzen. Die große Mehrzahl bleibt draußen und Bitterkeit, Neid und Sehnsucht erfüllt ihre Herzen. Auch die Künstler büßen das Ausleben ihrer Träume mit der Einbuße der sozialen und materiellen Unabhängigkeit, die sie in der demokratischen Zeit besaßen. Man lese nur über die demoralisirende Wirkung des Gönnere- und Maecenatenthumes nach, etwa bei Jakob Burckhardt oder in Scherer's Literaturgeschichte, wo er von den Zeiten des Minnegesangs handelt.

Wird endlich die Wandlung des Wirtschaftslebens nicht auch auf den moralischen Habitus einwirken? Die Verhältnisse sind fester und stabiler geworden. Kein allgemeiner Konkurrenzkampf mehr, wenig plötzliche Aenderungen in Beruf und Lebensstellung, geringe Aussicht auf plötzliche Bereicherung. Das Wirtschaftsleben geht nun einen ruhigen, bureaukratischen Gang, der Pulsschlag des sozialen Lebens wird langsamer. Feste Normen der Lebensführung können sich da vielleicht entwickeln, Herkommen und Tradition, Berufs- und Standesgefühl, Berufs- und Standeschre werden ge-



pflegt. Man wird pietät- und respektvoller. Und die Seelen sind minder kompliziert und geflickt: sie zeigen bestimmtere Umrisse und deutlichere Verhältnisse. Vielleicht mildert sich die herrschende Instinktsicherheit und eine größere Uebereinstimmung von Denken und Wollen tritt ein. In der streng geschlossenen Kaste der Großbourgeoisie hat man Ruhe genug, die Persönlichkeit auszubilden. Die Arbeit verliert dort einen guten Theil ihrer sittlichen Würde. Andere sittliche Ideale treten in den Vordergrund: Stolz und Macht, Reife und Fülle der Persönlichkeit. Und für den deklassirten Theil der Bourgeoisie hört auch das wilde Jagen nach Reichthum auf, der übersteigerte Ehrgeiz und damit auch die tiefen Mädigkeiten, Enttäuschungen und Bezweiflungen. Da sich der Ehrgeiz keine sehr hohen Ziele mehr setzen kann, bescheidet man sich mit Geringerem und lebt, zufriedener und heiterer, der Gegenwart. So betrachtet, gewinnt die Deklassirung einen versöhnlicheren Charakter.

Es ist kein Zweifel, daß die Großbourgeoisie, wie sie sozial und kulturell herrschen, so auch politisch sehr mächtig sein wird. Soziale Macht sichert politische Macht. Die einflussreichsten Staatsämter werden in ihren Händen, ungeheure Geldmittel ihr zu Diensten sein. Mag auch das Wahlrecht erweitert und verallgemeinert, mögen andere demokratische Institutionen eingeführt werden, — es ist ganz gut möglich, unter demokratischen Formen aristokratisch oder plutokratisch zu regieren. Ich verweise nur auf Amerika und auf Frankreich. Die Kartelle bedeuten eine neue Etappe des Bürgerthums. In dieser Gestalt ist es dem Arbeiterstand ein weit gefährlicherer und mächtigerer Feind. Die eigentlich starken Zeiten der Bourgeoisie ziehen erst herauf.

Wie weit sich diese in der Gegenwart erkennbaren und sozialpsychisch deutbaren Tendenzen verwirklichen werden: Das hängt von zwei Dingen ab. Erstens von der Macht und Organisation der anderen sozialen Gruppen. Eine Organisation des deklassirten, aber noch immer bürgerlich, nicht proletarisch empfindenden Theiles der Bourgeoisie erscheint mir als Nothwendigkeit und ist wohl nur eine Frage der nächsten Zeit. Dann aber hängt es von dem sozialen Geiste, der diese neue Aristokratie erfüllt, ab, ob sie ihre Machtstellung in sozialem oder antisozialem Sinne gebrauchen wird. Sie kann in dem einen Staat erzieherisch, in dem anderen verderblich wirken. Ich will hier darauf nicht näher eingehen; nur den allgemeinen Entwicklungstendenzen versuchte ich auf die Spur zu kommen. . . Als in Ibsens Hedda Gabler Exkelt Lövborg erzählt, er habe ein Manuskript in der Tasche, das von dem Kulturgange und den Kulturmächten der Zukunft handle, ruft Tesman aus: „Über von der Zukunft wissen wir ja nichts!“ „Rein“, antwortet Lövborg, „aber trotzdem läßt sich Dieses und Jenes darüber sagen.“

Dessau.

Dr. Emil Gejer.



## Selbstanzeigen.

**Zur Psychologie des Willens.** Stachelische Verlags-Anstalt. Würzburg, 1900. Preis 2,40 Mark.

Manche Lehrmeinungen wandern wie Glaubenssätze von Schule zu Schule und von Buch zu Buch. Das ist unter Anderem auch der Fall mit dem Satz, daß es ein besonderes Willensvermögen gebe. Ein solches Seelenvermögen habe ich nicht aufzufinden vermocht. Wohl aber ist es mir gelungen, hinter dem Willen noch etwas Anderes zu entdecken, ihn auf eine wohlbekannte psychische Funktion, das Gefühl, zurückzuführen. Dabei geht freilich der einheitliche Willensbegriff in die Brüche und das Wollen löst sich in eine große Anzahl einzelner „Wollungen“ auf, ja, selbst an der Einheit der menschlichen Seele wird gerüttelt und neue Lehren werden über Schmerz, Lust und Glückseligkeit vorgetragen. Allein was schadet Das? Wie in allen Wissenschaften, so müssen wir auch in der Psychologie täglich umlernen, im ihr besonders, denn sie steckt noch voll theologischer und metaphysischer Vorurtheile. Als einen ersten Versuch, ohne vorgefaßte Meinungen die seelischen Kräfte bloßzulegen, wolle man diese Arbeit hinnehmen.

Hamburg.

Dr. J. Türkheim.



**Gustav Adolf.** Schauspiel in fünf Akten von August Strindberg. E. Pierfons Verlag, Dresden und Leipzig, 1901.

Die neuen historischen Dramen Strindbergs sind aus der Vereinigung eines starken Heimathgefühls und einer tiefen Religiosität entstanden. Religiös wurde der Dichter durch die Inferno-Krise; das Heimathgefühl brach hervor, als er nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach Schweden zurückkehrte. Was das Heimathgefühl den Anstoß zur Dramatisirung der schwedischen Geschichte, so brückte die Religiosität der Arbeit ihr Gepräge auf. Strindberg will seiner Heimath eine nationale Dramatik geben und thut es in majorem Dei gloriam. Ueber „Gustav Adolf“ möge, statt des Uebersetzers, der Dichter selbst sprechen; ich setze einige Aeußerungen hierher, die er im letzten Sommer mir gegenüber that: „Gustav Adolf war ein Rathan der Weise!“ „Gustav Adolf war ein protestantischer Helliger; ich habe ihn zu einem Welttheiligen gemacht.“ „Ich habe ‚Gustav Adolf‘ so breit angelegt, weil ich den ganzen Dreißigjährigen Krieg geben wollte; für die Bühne bleibt nur Gustav Adolf selbst: Tilly und Wallenstein fallen fort.“

Emil Schering.



**Das Bewußtsein der Außenwelt.** Grundlegung zu einer Erkenntnistheorie. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1901.

In dieser Schrift stellte ich mir die Aufgabe, den Ursprung, das Wesen und den Gegenstand des Außenweltbewußtseins nach psychologisch-kritischer Methode, durch Analyse unseres Glaubens an die Existenz der Außenwelt, darzulegen. Es werden besprochen: das Verhältniß von Wahrnehmung und Empfindung; der Gegenstand der Wahrnehmung; die Kategorie der Dingheit; der Unterschied des naiven und des kritischen Realismus; die Gültigkeit der Kategorien; Substanz,

Kraft, Kausalität; das Verhältniß von Bewußtsein und Sein. In den Anmerkungen werden die wichtigeren, theils abweichenden, theils ähnlichen Auffassungen des Problems besprochen. Das Ergebniß, zu dem ich gelangt bin, ist ein Positivismus, der die äußere Erfahrung durch die innere ergänzt, ein kritischer Realismus, nach dem die Kategorien (deren Quelle in der Fiktion liegt) die Funktion haben, aus dem zunächst nur objektiv Gegebenen etwas Transzendentes, von uns Unabhängiges und uns Gleichwerthiges zu machen.

Dr. Rudolf Eisler.



**Ernst Renan.** „Männer der Zeit“, Band IX, Leipzig, H. Seemann Nachfolger (früher C. Reißner), 1900. Preis 3 Mk. Mit Portrait und Bibliographie.

Das kleine Buch versucht, den bisherigen deutschen Darstellungen entgegen, Renan nicht nur als Theologen zu behandeln, sondern dem philosophischen und biographischen Moment den Vorrang zu geben. Das Theologische wird nur im ersten, die Erziehung und die Kämpfe im Seminar schildernden Kapitel besprochen und später bei der Charakteristik seiner historischen Methode und bei der Skizze seines Anlaufs zur Schöpfung eines philosophischen Systems gestreift. Der Kritik seiner ethischen Anschauungen ist ein besonderes Kapitel gewidmet; eben so eingehend sind seine Dramen besprochen. Seinen Beziehungen zu Strauß, wie überhaupt zu der deutschen Philosophie und Theologie, wurde besondere Beachtung eingeräumt. Die Wandlungen seiner freundschaftlichen Gesinnung für Deutschland und der Abbruch des brieflichen Verkehrs mit Strauß wurden aus den Ereignissen zu motiviren gesucht. Kommt das Buch in seinem Gesamturtheil zu einem eher negativen Resultat, so habe ich mich doch bemüht, gerecht zu bleiben und die starke persönliche Sympathie hinter der sachlichen Ablehnung durchblicken zu lassen.

Tour-de-Feilz (Genfer Sey).

Eduard Plazhoff.



**Goethes ausgewählte Gedichte.** In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnad. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. Braunschweig, 1901.

Das Goethe-Jubiläum des Jahres 1899 und die Gründung des Goethe-Bundes im vorigen Jahr haben mir den Gedanken erweckt, für meinen Theil Etwas zur Erleichterung des Verständnisses und der Würdigung des Dichters in weiteren Kreisen beizutragen. Seine menschliche und künstlerische Entwicklung spiegeln sich am Deutlichsten in seinen Gedichten, deren übliche Anordnung freilich diese Spiegelung wenig erkennen läßt und deren große Anzahl Ueberblick und Vertiefung erschwert. Daher habe ich mich entschlossen, in der Zeitfolge ihrer Entstehung die wichtigeren und bedeutenderen Gedichte an einander zu reihen; bei der Auswahl bemühte ich mich, den gewaltigen Reichthum von Goethes Geistes- und Seelenleben allseitig und auf allen Gebieten, die davon beherrscht werden, sich auszusprechen zu lassen. Zu jedem Gedicht habe ich, ohne einen Kommentar zu schreiben, kurz die Stelle, die es in Goethes Lebenswerk einnimmt, oder den Gesichtspunkt, von dem aus es zu betrachten ist, angegeben.

Darmstadt.

Professor Dr. Otto Harnad.



## Hofbankdirektoren.\*)

Die Verhaftung der beiden Direktoren Schulz und Romeid von der Pommerschen Hypothekbank war für die Eingeweihten keine Ueberraschung. Daß es den Direktoren aber so lange noch möglich war, ihr Treiben fortzusetzen: Das war das Einzige, was nach dem Zusammenbruch der Spielhagenbanken unbegreiflich blieb. Die Generalversammlung der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekbank hat insofern werthvolle Aufklärung gegeben, als in ihr die Beziehungen der Pommernbank und des mecklenburger Institutes zu ihren Unterbanken zum ersten Mal klar enthüllt wurden. Nur durch diese Verschachtelung wurde es, ganz ähnlich wie bei der Spielhagenaffaire, möglich, die wirklichen Verhältnisse vor der Oeffentlichkeit zu verbergen; nur diese Amalgamirungen hatten den Zusammenbruch des herrschenden Systems so lange hinausgeschoben.

Drei Untergesellschaften waren es namentlich, die sich um die beiden Hauptbanken gruppirtten. An erster Stelle die Immobilien-Verkehrsbank, die 1890 gegründet wurde, als die erste Rekonstruktion der bereits seit 1866 existirenden Pommerschen Hypothekbank sich als nöthig erwies. Herr Direktor Schulz, der bis dahin Prokurist des Herrn Sanden gewesen war, wurde damals als Fachmann zur Leitung der Pommernbank berufen und zu seinen ersten Thaten gehörte die Gründung der Immobilien-Verkehrsbank. Herrn Schulz ließ sich aus dieser unvermeidlichen Gründung kein Vorwurf machen, denn die Pommersche Hypothekbank hatte nun einmal umfangreichen Grundbesitz, der zur Entlastung des Institutes durch eine Nebengesellschaft verwaltet werden mußte. Das Aktienkapital der Gesellschaft beträgt nur 500000 Mark. Die Aktien befanden sich erst offen, später verschleiert im Besitz der Direktoren Romeid und Schulz. Seit dem Juli 1896 ist alleiniger Direktor dieser Tochtergesellschaft der Kaufmann Julius Behnjen, der früher bei der Hannoverschen Bank thätig war. Anfangs scheint die Bank sich wirklich nur mit der Verwertung des Grundbesitzes ihrer

Mütter beschäftigt zu haben; aber aus der Bilanz vom Jahre 1897 wird schon ganz deutlich, daß inzwischen die Bank ihren Geschäftskreis erweitert hat. Das Grundstückkonto steigt von 3,17 Millionen auf 9,89 Millionen und läßt darauf schließen, daß große neue Terrains erworben worden sind. In dem selben Jahr wurde auch die zweite Tochtergesellschaft, die Immobilien-Erwerbsgesellschaft, mit einem Kapital von 400000 Mark gegründet, das freilich wohl nicht voll eingezahlt wurde. Die dritte Strohgesellschaft endlich ist Schuhmacher & Co., G. m. b. H., von deren 100000 Mark tragendem Grundkapital nur 25000 Mark baar eingezahlt sind. Mit Hilfe dieser Gesellschaften wurden alle Finanzmanipulationen nach genau dem selben Schema wie bei den Spielhagenbanken vorgenommen.

\*) Vor zwei Jahren erklärte die preussische Regierung, es liege kein Grund zu berechtigten Klagen über die „Verschärfungsbekämpfung der Hypothekbanken“ vor. Jetzt sind, nach den Spielhagenbanken, auch die Hypothekbanken in Pommern und Mecklenburg-Strelitz zusammengebrochen. Besonders interessant ist der Fall der Pommerschen Hypothek-Aktien-Bank, die sich selbst „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ nannte und mit der „Staatsaufsicht durch die königlich preussische Staatsregierung“ Reklame machte.

Aber diese Untergesellschaften dienten zunächst und vor Allem dazu, die persönlichen Geschäfte der Direktoren zu vermitteln; und diese persönlichen Geschäfte sind ohne Zweifel das Wichtigste an der ganzen Affaire, da sie zum großen Theil die Schuld an der heillosen Verschlechterung der Verhältnisse bei diesen Banken getragen haben. In der Presse wird darum vielfach, sicherlich mit Recht, behauptet, ein solches Privatgeschäft habe den Anstoß zur Verhaftung der Direktoren gegeben. Gemeint ist das schon früher viel besprochene Abkommen mit Tieß. Als Tieß vor der Errichtung seines berliner Waarenhauses sich zum Zweck hypothekarischer Beleihungen an die Pommersche Hypotheken-Bank wandte, mußte er einen Theil der Valuta in Form von Grundstücken zu übertrieben hohen Preisen hinnehmen, um sie dann mit Verlusten zu veräußern, da er bares Geld, nicht Liegenschaften brauchte. Diese Grundstücke gehörten aber nicht der Bank, sondern befanden sich im Privatbesitz der Direktoren. Diese private Thätigkeit der Herren Direktoren bedeutete viel mehr als bloß eine Schädigung ihrer Bank, insofern durch sie dem Bauschwindel Vorschub geleistet wurde. Dieser Bauschwindel geht gewöhnlich in der Form vor sich, daß die Direktoren zu unsinnig hohen Preisen ihren Privatbesitz an Baustellen völlig mittellosen Leuten verkaufen und ihnen von ihrer Bank Baugelder gewähren lassen. Diese mittellosen Bauunternehmer müssen früher oder später natürlich zusammenbrechen, da ihr Grund und Boden so hoch belastet ist, daß sie, selbst wenn es ihnen gelingt, den Bau fertig zu stellen, durch die Miethen niemals auch nur annähernd die Hypothekenzinsen aufbringen können. Solcher Geschäfte sind auch von der Pommerschen Hypotheken-Bank mehrere gemacht worden; sie hat zum Beispiel, unter hervorragender Theilnehmung des Direktors Schulz, einen großen Häuserblock in der Goethe-, Pestalozzi- und der Wilmersdorferstraße in Charlottenburg erworben. Diese Grundstücke wurden der Immobilienverkehrsbank und zum Theil, wie mir erzählt wird, auch dem Direktor Behafen aufgelassen. Dann wurden diese Baustellen, meist an Bauunternehmer, weiterverkauft, die so wenig über Geld verfügten, daß die Bank sogar sämtliche Gerichtskosten nebst dem Kaufstempel vorschießen mußte. Beim Einkauf hatte die Quadratruthe etwa 200 Mark gekostet, während die Verkaufspreise sich auf 1300 bis 1600 Mark stellten. Natürlich mußte dann später, als diese Grundstücke fertig gestellt waren, die Pommersche Hypotheken-Bank eine entsprechend hohe Beleihung hergeben, damit die Direktoren ihren Antheil trocken in die Tasche bekommen konnten. Aber nicht nur an mittellose Bauunternehmer wurden Grundstücke verkauft, sondern auch an Herren von höchst eindeutiger moralischer Qualität. Einzelne der Strohänner waren nämlich bereits mit Zuchthaus bestraft, Einer wurde sogar während des Baues wegen einer hübschen kleinen Wechselfälschung ins Gefängniß gesteckt. Diese Thatfachen werfen ein recht merkwürdiges Licht auf das Treiben Derer, die heute noch immer die Dinge so darzustellen wagen, als ob die Verhaftung der Direktoren auf ein Mißverständnis der Staatsanwaltschaft zurückzuführen sei. Wahrscheinlich aber werden sich während der Untersuchung noch ganz andere Dinge enthüllen. Nach mehreren bei der Staatsanwaltschaft eingegangenen Denunziationen sollen auch die Bücher nicht völlig intakt sein. Zwar war Herr Schulz viel schlauer als Herr Sanden, der einfach in der Luft hängende Buchungen machte und die Bücher in einem ordnungswidrigen Zustand liegen ließ. Bei Herrn Schulz war äußerlich sicher

Alles in bester Ordnung. Die Bücher „mußten“ auf alle Fälle stimmen; denn was nicht stimmte, wurde dadurch zum Einklang gebracht, daß man einem Gut, das man einst hatte erwerben müssen, immer neue Summen zuschrieb. Man hütete sich sorgsam, in den Büchern irgend Etwas zu corrigiren. Dafür wurden aber dann „so hin und wieder“ die Bücher der Immobilienverkehrsbank auf ein paar Wochen in die Bureauz der Pommern-Bank geschafft, um dort abgeschrieben zu werden. Natürlich ist nicht daran zu zweifeln, daß die Abschrift völlig wortgetreu war. Bei solcher Wirtschaft ist es nicht mehr verwunderlich, daß die Direktoren Geld in Hülle und Fülle hatten und es ihnen möglich war, wohlthätige Stiftungen zu machen und sich dann weiter, mit Hilfe der Gunst einer frommen Hofclique, bis zu „Hofbankiers der Kaiserin“ emporzuarbeiten.

Für das Geschäftsprinzip, nach dem die Bank zu arbeiten pflegte, ist eine kleine Scene aus der Generalversammlung der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekbank charakteristisch. Da stand als Vertheidiger ein Mann auf, der eine Depositenannahmestelle dieser Bank im Mecklenburgischen leitete. Er erklärte, er könne nicht glauben, daß das Gerüde der Opposition von „Unregelmäßigkeiten“ wahr sei, da die äußere Geschäftsführung sich als äußerst peinlich und muster-giltig erwiesen habe. Das glauben wir dem guten Mecklenburger gern. Die „äußere“ Geschäftsführung war gewiß in schönster Ordnung. Darauf legten die Direktoren mit Vorbedacht das Hauptgewicht. Sie traten überhaupt nach außen sehr, sehr liebenswürdig und zuvorkommend auf. Aber wie es innerhalb der Bureauz der Bank ansah, darüber wird man in der Generalversammlung der Pommerschen Hypothekbank hoffentlich ja noch Näheres erfahren.

Ueber alle diese intimen Vorgänge bei der Bank ist sehr lange nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, weil die Direktoren sich hüteten, ihren Beamten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Es kam sogar mehrfach vor, daß ungetreue Beamte nicht verfolgt wurden, — aus Furcht, sie könnten vor Gericht aus der Schule plaudern. Ohne die Spielhagenkrisis wären auch sicher die Mißstände bei der Pommerschen Hypothekbank noch jetzt nicht ans Licht gekommen; diese Krisis hat den Aufsichtbehörden überhaupt zum ersten Male die Augen über den Umfang geöffnet, in dem Schiebungen bei den Hypothekbanken möglich sind. Durch diese Krisis ist unter Anderem auch die mecklenburg-strelitzische Aufsichtbehörde, wie sie selbst erklärt hat, aufmerksam geworden und ihre dann ziemlich energisch einsetzenden Untersuchungen haben erst die Aufklärung über Neustrelitz ermöglicht, die hoffentlich weitere Aufklärungen bei der Pommernbank zur Folge haben werden. Bei der preussischen Aufsichtsbehörde liegt nun also die Entscheidung. Aus eigener Macht können die Aktionäre gar nichts thun, denn wie die Mehrzahl der mecklenburg-strelitzischen Aktien sich im Besitz der Pommernbank befindet, so ist die Mehrzahl der Pommernbank-Aktien Eigenthum der Mecklenburg-Strelitzischen Hypothekbank. In Folge dieses bequemen Systems können Aktien, die von den Aktionären nicht gekauft worden, ohne Mühe, Aufsicht, Form, also nur durch energisches Eingreifen der Aufsichtsbehörden herbeigeführt werden. Dann ist es vielleicht auch jetzt noch nicht zu spät, unabsehbare Unglück zu verhüten, vielleicht auch jetzt noch möglich, insbesondere den Besitzern von Pfandbriefen der Pommerschen Bank sogar noch ihr Geld zu retten. Plutus.